Heute auf Seite 24: Der Mann, dem Berlin seine neue, alte Mitte verdankt …

Das Ostpreußenblatt



Preußische Allgemeine Zeitung

Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland

Jahrgang 53 – Folge 39 | Erscheint wöchentlich Postvertriebsstück. Gebühr bezahlt | 28. September 2002 | Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Parkallee 84/86, 20144 Hamburg | C 5524



Roter Sieger von grünen Gnaden

Auf „grünen Krücken" kehrte Gerhard Schröder am Tag nach der Bundestagswahl ins Kanzleramt zurück; ohne Fischers spektakulären Erfolg wäre er wohl auf der Oppositionsbank gelandet. Man hat sich darauf einzustellen, daß der deutlich erstarkte „Juniorpartner" die gebeutelten Sozialdemokraten bei jeder sich bietenden Gelegenheit daran erinnern wird, wem sie den Machterhalt zu verdanken haben. Auf die Berliner Politik wird das, so ist zu befürchten, nicht ohne Einfluß bleiben. **(Siehe dazu auch Leitartikel „Es grünt so grün …" auf Seite 2.)**

Zeichnung aus *Die Welt*

Kommentar

Unglaubwürdig

Vollmundig verkündete Gerhard Schröder in der „Elefantenrunde" am Wahlabend, auf keinen Falle wolle er mit PDS-Stimmen Kanzler bleiben. Das endgültige Wahlergebnis, zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannt, enthob ihn dann der Gefahr, wortbrüchig zu werden. Zugleich aber feierten Schröders Genossen in Schwerin ihren Landtagswahlsieg Seit' an Seit' mit eben dieser PDS. Kein Wort der Kritik von Schröder, demzufolge die SED-Nachfahren doch „noch nicht in dieser Republik angekommen" sind.

Man muß diesen Satz wohl so verstehen, wie er wirklich gemeint ist: Die PDS ist – auf Bundesebene! – noch nicht in den Machtzentren der Republik angekommen, weil sie hier als „Königsmacher" nicht benötigt wurde. Auf Landesebene, in Mecklenburg-Vorpommern und in der Hauptstadt Berlin, ist die Lage anders; da zählt dann nur noch der Machterhalt. Und zwar mit ausdrücklicher Billigung des SPD-Vorsitzenden.

Ob Schröder bei einem anderen Wahlergebnis womöglich doch PDS-Stimmen akzeptiert hätte, ist reine Spekulation. Seine zwiespältige Haltung gegenüber den Alt- und Neokommunisten – Abgrenzung im Bund, rot-rote Partnerschaft in den Ländern – ist jedoch kein Ausdruck von Glaubwürdigkeit.

Hans-Jürgen Mahlitz

Stoiber: Sieger ohne Mehrheit

Wilhelm v. Gottberg zur Neuauflage der rot-grünen Koalition

Mit der Öffnung der Wahllokale am vergangenen Wahlsonntag ging ein monatelanger verdeckter Lagerwahlkampf zu Ende. Rot-Grün gegen Schwarz-Gelb. Das war die Botschaft der bürgerlichen Oppositionsparteien, auch wenn die FDP aus taktischen Erwägungen auf eine klare Koalitionsaussage verzichtete. Ein schwerer Fehler, wie wir heute wissen. Der Kanzler personalisierte zunächst stark „Der oder ich", später dann „Wir oder die".

Wochenlang sahen die Umfragen Schwarz-Gelb mehr oder weniger deutlich vorne, obwohl – im Gegensatz zu 1998 – eine breite Grundströmung für einen Regierungswechsel nicht zu registrieren war. In den letzten beiden Wochen kippte die Pro-Stimmung für Schwarz-Gelb zugunsten Rot-Grüns. Die Wahl hat diesen Stimmungsumschwung bestätigt.

Zwei Faktoren haben die Tendenzwende zugunsten der Regierungskoalition ermöglicht:

1. Das Elbe-Hochwasser. Naturkatastrophen sind immer die Stunde der Exekutive. Der Kanzler konnte sich als Krisenmanager und – nicht nur für die Geschädigten – als anteilnehmender Sozialpolitiker profilieren. Dies brachte Stimmen in den mitteldeutschen Bundesländern, auch Stimmen von der PDS.

2. Schröders eindeutige Aussagen zum Irak-Konflikt. Albanien, Kosovo, Bosnien, Mazedonien und die Marine am Horn von Afrika, die ganz überwiegende Mehrheit der Deutschen war und ist der Auffassung, daß wir mit dem derzeitigen weltweiten Engagement der Bundeswehr unserer gewachsenen Verantwortung für die Völkergemeinschaft mehr als gerecht geworden sind. Vor dem Hintergrund unserer Geschichte – hier ist die häufig benutzte abgedroschene Formulierung angebracht – kommt eine Beteiligung der Bundesrepublik an einem von den USA gewünschten Angriffskrieg gegen den Irak nicht in Betracht.

In dieser Frage blieb der Kanzlerkandidat der Union lange nebulös, um sich kurz vor der Wahl der Position Schröders weitestgehend anzunähern.

Unabhängig von der klaren Haltung Schröders war die Art

Fortsetzung auf Seite 2

Wenn der Master of Desaster mit der Greencard kommt …

Manuel Ruoff über deutsche Politiker und deutsche Sprache

Verfolgt man die Äußerungen unserer Politiker aller Parteien, könnte man meinen, sie wären auf Besuch aus Großbritannien oder einem anderen Staat des englischsprachigen Raumes.

Das fängt beim Bundeskanzler an. Gerhard Schröder, unser „Master of Desaster", wie ihn Thomas Goppel, Generalsekretär der CSU, tituliert, versuchte mit seiner „Greencard" „High Potentials" (Rainer Brüderle, stellvertretender Bundesvorsitzender der FDP) ins Land zu locken. Das war noch zu jenen Zeiten, als viele Verantwortungsträger auf die „IT" (gesprochen „ai tie"), die „Information Technology", als Konjunkturmotor setzten. Auch die deutsche Bundeshauptstadt versuchte sich hiervon eine Scheibe abzuschneiden, und so warb PDS-Star Gregor Gysi, damals noch Wirtschaftssenator, mit „Berlin makes IT better".

Die „IT" brachte weder in Berlin noch in den anderen Teilen der Republik die erhoffte Wirkung am Arbeitsmarkt, und so wurde die Hartz-Kommission eingesetzt. Sie setzt nun verzweifelt auf den „Job-Floater".

Inzwischen hat „Pisa" deutlich gemacht, daß die nationale Misere bereits bei den Kindern anfängt. Der saarländische Bildungsminister Jürgen Schreier (CDU) setzt hier auf „Schoolworker". Damit unsere mit „Fruit for Youngsters" (Renate Künast, Bundesverbraucherministerin) ernährten „Fit Kids" (ebenfalls Künast) nach den Ferien auch gerne in die Schulen zurückkommen, warb das grün-rot regierte nördlichste Bundesland Schleswig-Holstein mit einer „Welcome Back Action".

Um zu erreichen, daß die „Kids" auch wirklich fit sind, wünscht sich die bayerische Unterrichtsministerin Monika Hohlmeier viele „Girls in Motion". Müssen wir also befürchten, daß selbst der CSU-regierte Freistaat inzwischen zum englischsprachigen Commonwealth gehört? Immerhin meinte sein Ministerpräsident Edmund Stoiber denn auch vielsagend: „Bayern hat eine gute Performance" und wollte seine Wahlkampfzentrale stimmigerweise und stilecht „Headquarter" nennen.

Damit zumindest die weiblichen Schüler wissen, wo sie im Arbeitsmarkt ihr Plätzchen finden könnten, hat die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Christine Bergmann, eigens einen „Girl's Day" geschaffen. Und da die konventionellen Universitäten überfüllt sind, wirbt Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn für das „Distance-Learning" und die „Notebook-University". Hinsichtlich des Studienfachs gibt Bulmahns hessische Amtskollegin Ruth Wagner mit dem „Center for Interdisciplinary Nanostructure Science and Technology" an der Universität Kassel, die aber noch nicht „University of Cassel" heißt, klare Hinweise.

Um die Probleme in der Gesundheitspolitik zu lösen, hat Ministerin Ulla Schmidt eindrucksvolle (verbale) Lösungen parat: Die Gesunden betreiben „Kassenhopping", für die Kranken gibt es ein „Disease Management Program".

Wer jetzt noch nicht genug hat, dem sei die Politikerkauderwelsch-Liste des Vereins Deutsche Sprache ans Herz gelegt, die auf der Netzseite „www.deutsche-sprachwelt.de/sprachpanscherei/politiker.html" zu finden ist. ■

Hans-Jürgen Mahlitz:

Es grünt so grün ...

Nun haben wir ihn also endlich, den sprichwörtlichen grünen Schwanz, der mit dem roten Hund wedelt. Der Wähler hat ein neues Bündnis aus sozialdemokratischen Verlierern und grün-alternativen Gewinnern zusammengeschweißt, das man nicht einfach als Fortsetzung der alten Koalition abtun sollte – das Wahlkampfgetöse als unterhaltsames Sommertheater, und nach dem letzten Vorhang Augen zu und weiter wie gehabt.

Dieses neue Kabinett Fischer/Schröder unterscheidet sich von der alten Schröder/Fischer-Koalition in gewichtigen Punkten. Zum einen kann es sich nun darauf berufen, mit knapper, aber doch hinreichend stabiler Mehrheit im Amt – und das heißt: in seiner Arbeit – bestätigt worden zu sein. Das war vor vier Jahren noch anders. Da konnte sich nach den ersten herben Enttäuschungen noch mancher Rot- oder Grün-Wähler aus der Mitverantwortung schleichen. Erinnern wir uns an die Stimmung im Lande, kurz bevor die CDU in ihre Kohl-Spenden-Affäre taumelte: Da konnte man fragen, wen man wollte, keiner wollte „es gewesen sein“, keiner hatte SPD oder gar Grüne gewählt. War Rot-Grün etwa ohne Wähler zur Stimmenmehrheit gekommen?

Jetzt kann sich auch niemand mehr damit herausreden, man habe ja nicht so genau gewußt, was da auf unser Volk zukommt. Wir alle hatten vier Jahre Zeit zu beobachten, wie Schröder nicht weniger, sondern mehr Arbeitslose schaffte, wie Riester nicht niedrigere, sondern steigende Rentenbeiträge präsentierte, wie der Patient „Gesundheitswesen“ nicht saniert, sondern noch kranker gemacht wurde, wie der Außenminister, statt die wohlverstandenen Interessen unseres Landes zur Geltung zu bringen, uns in aller Welt isolierte, wie Eichel unter dem Vorwand, künftige Generationen zu entlasten, unseren Mittelstand kaputtsparte und kaputtreformierte, wie Trittin, der anfangs im wörtlichen Sinne „das Blaue vom Himmel“ versprach, als Schlußbilanz kaum mehr als einen halben Euro Pfand auf eine zusammengequetschte Blechdose vorweisen konnte.

Dies und noch einiges mehr hat eine knappe Mehrheit der Wähler für richtig (oder zumindest für nicht so gravierend) befunden; die dafür Verantwortlichen dürfen vier Jahre so weitermachen. Man mag das bedauern, man mag es für falsch halten, aber als Demokrat hat man es so zu akzeptieren, zumal man es für die nächsten paar Jahre eh nicht ändern kann.

Ein zweiter gewichtiger Aspekt: Durch die massiven Einbußen der Sozialdemokraten und die überraschenden Zugewinne der Grünen haben sich natürlich die Akzente innerhalb der Regierung deutlich verschoben. Bislang hatte Schröder mehrere Koalitionsoptionen, mit Rot-Rot, Rot-Gelb oder Rot-Schwarz konnte er die Grünen disziplinieren. In Ökopax-Kernfragen (Bundeswehr-Einsätze, Kernenergie) hat dieses Druckmittel bestens funktioniert. Heute aber wäre die Drohung mit einer großen Koalition höchst unglaubwürdig, andere Varianten sind nicht einmal rechnerisch möglich, also ist der Machtmensch Schröder den Grünen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Die Berliner Politik wird in Zukunft die Handschrift Fischers tragen. Um sich vorzustellen, was das aus bürgerlich-konservativer Sicht bedeutet, muß man seine Phantasie nicht übermäßig strapazieren. Die fundamentalistisch-ideologischen Gesellschaftsveränderer im 68er Geiste, die ja auch in den vergangenen vier Jahren nicht ganz erfolglos waren (siehe zum Beispiel die Homo-Ehe), werden nun den Lohn für die eigentlich ungeliebte Beteiligung an der Regierungsverantwortung einfordern – und wohl auch bekommen. Wir müssen uns darauf einstellen, daß so manche Sumpfblüte aus grünen Partei- und Wahlprogrammen nun bitterer Ernst wird; bislang konnte man derartige Absurditäten noch ebenso amüsiert zur Kenntnis nehmen wie die zirkusreifen Auftritte der grell-grünen Vorturnerin Claudia Roth, nun aber ist es mit dieser Art von „Spaß“ vorbei.

Deutschland auf dem Weg zur multikulturellen Spaßgesellschaft, zum „kollektiven Freizeitpark“, zum Paradies für alle, die alles bestreiten außer dem eigenen Lebensunterhalt – das ist das eigentliche Resultat dieses 22. September. Wir haben es mehrheitlich so gewollt, nun müssen wir nur noch jemanden finden, der am Ende die Zeche zahlt.

Das Echo in Frankreich

Wahlreaktionen aus Medien und Politik

Die linke Pariser Tageszeitung „Libération“ bewertet die Fortsetzung der rot-grünen Koalition in Berlin als eine Niederlage des französischen Präsidenten Jacques Chirac. Die derzeit Regierenden an der Seine hatten sich in letzter Zeit stark für den Kanzlerkandidaten der Union, Edmund Stoiber, engagiert, wie ein unlängst erfolgter Besuch des engsten Vertrauten Chiracs, des ehemaligen Regierungschefs Alain Juppé, an der Spree belegt. Die Regierung Raffarin unterhält ausgezeichnete Beziehungen zur Union. Vor einem Jahr hatte sogar in München ein Treffen zwischen Abgeordneten der CSU und einer Abordnung der „Démocratie libérale“, der Partei von Jean-Pierre Raffarin, stattgefunden. Wie die US-Regierung schei-

Weitere Reaktionen auf die Wahl auf Seite 4

nen auch die französischen Konservativen etwas überrascht gewesen zu sein vom vermeintlichen Antiamerikanismus, den Gerhard Schröder anläßlich der Differenzen mit Washington bezüglich Iraks in Deutschland zu schüren schien. Für Paris ist aber derzeit das Dossier der gemeinsamen Agrarpolitik das Wichtigste; anscheinend erhofften sich Chirac und Raffarin mehr Wohlwollen in dieser Sache von Stoiber als von Schröder.

In ihrem Kommentar zur Bundestagswahl schreibt „Libération“, die französische Linke sollte der deutschen nachahmen, die bei dieser Wahl Kompromiß- und Anpassungsfähigkeit gezeigt habe. Seinerseits glaubt der regierungsfreundliche „Figaro“, mit dem Wahlsieg Gerhard Schröders habe „der Stil“ einer Wahlkampagne über „die Substanz“ eines Programmes gesiegt, und vertritt die Ansicht, der Sieg der Rot-Grünen sei dünn und deswegen „zerbrechlich“.

In der Regel widmeten die französischen Medien der Bundestagswahl breiten Raum; allein der staatliche Auslandssender „Radio-France International“ maß der Krise an der Elfenbeinküste größere Bedeutung bei als den Ereignissen in Deutschland. „Le Figaro“ unterstrich auf einer ganzen Seite die schwierige wirtschaftliche Lage Deutschlands, während sein Berliner Korrespondent schrieb, daß das neue Kabinett der Wiederaufnahme des Dialogs mit der Bush-Administration Priorität einräumen solle. Eine ähnliche Meinung vertrat die Londoner „Times“.

Selbstverständlich wurden die Wahlen in Deutschland durch Sonderberichte in den französischen Medien begleitet, die insgesamt neutral und unparteiisch ausfielen. Nur der staatliche Fernsehsender „France 3“ übte üble Polemik gegen Edmund Stoiber und verbarg nicht sein Bedauern, daß die PDS an der Fünf-Prozent-Hürde scheiterte. Sämtliche Medien betonen das hervorragende Ergebnis der Grünen, ohne das Gerhard Schröder seinen Posten verloren hätte. Durch die Bank sind die französischen Medien der Ansicht, daß der wiedergewählte Bundeskanzler aus den Wahlen „geschwächt“ hervorgehe, und sie stellen die Frage, wie die Bundesrepublik den gewohnten Wohlstand wieder erreichen kann.

Bei den Politikern ist die größte Zurückhaltung zu beobachten. Die namhafteste Reaktion stammt von Jean-Marie Bockels, dem sozialistischen Oberbürgermeister von Mülhausen, der unter Lionel Jospin lange der deutsch-französischen Freundschaftsgruppe der Pariser Nationalversammlung vorgestanden hat. Gemäß Bockel, der den Grünen nicht besonders zugewandt ist, ist der derzeitige deutsche Außenminister „ein

Nettigkeiten an die Adresse der Brüsseler Kommission

Realpolitiker“, der zusammen mit Gerhard Schröder die europäische Angelegenheit weiter vorantreiben wird. Nach Meinung der Beraterin Gerhard Schröders für die deutsch-französischen Fragen, Brigitte Sauzay, der ehemaligen Dolmetscherin Francois Mitterrands, ist es sicher, daß „Joschka Fischer an Europa glaubt“. Das behauptete sie zumindest gegenüber dem Privatfunksender „Radio-Classique“. Was den Kanzler anbelangt, sei nun sein Ziel, die deutsche Gesellschaft der Globalisierung anzupassen. Wichtig sei es, Deutschland vom immerwährenden Korporatismus zu befreien und natürlich Europa aufzubauen. Diese Äußerungen von Brigitte Sauzay werden sicherlich bei der Brüsseler Kommission mit Wohlwollen aufgenommen werden, deren künftige Stellungnahmen beweisen dürften, daß „Brüssel“ lieber Schröder als Stoiber im Kanzleramt sieht.

Pierre Campguilhem

Stoiber: Sieger ohne Mehrheit ...

Fortsetzung von Seite 1

und Weise, wie er die deutsche Haltung zum Irak-Problem den Amerikanern vermittelte, oberlehrerhaft und für die USA brüskierend.

Die Wahlanalyse offenbarte weitere Gründe, warum die CDU nach Auszählung der Stimmen die Nase nicht vorn hatte. Die Wahl wurde nicht nur im Osten verloren; wo blieb der erhoffte Merkel-Effekt? Völlig unbefriedigend war auch das Abschneiden der CDU in den norddeutschen Ländern. Das desaströse Ergebnis der CDU bei der Bundestagswahl 1998 wurde in Bremen und in Hamburg nochmals unterschritten. In Niedersachsen kam die Christen-Union wie auch 1998 über 34 Prozent nicht hinaus. Zur Erinnerung: Vor 20 Jahren gewann sie unter Führung von Ernst Albrecht und Wilfried Hasselmann die absolute Mehrheit. In Schleswig-Holstein entschieden sich auch nur 36 Prozent der Wähler für die CDU, dort konnte sie nur einen einzigen Wahlkreis gewinnen.

Offensichtlich gab es bei der Union in einzelnen Regionen Defizite bei der Mobilisierung der eigenen Wählerklientel.

Auch die vielgepriesene Geschlossenheit der Union war bei Lichte betrachtet nicht erstklassig. Die nun aufs Altenteil abgewanderten Altlinken der CDU, Süssmuth und Geißler, haben im Fernsehen an der Herabsetzung des eigenen Kanzlerkandidaten mitgewirkt. Die Berufung der Frau Reiche in das Kompetenzteam Stoibers mit der Zuständigkeit für Familie und Frauen war eine Zumutung für viele treue Mitglieder und Wähler der CDU/CSU. War diese Personalie dem Kandidaten von der Merkel-CDU oktroyiert worden? Frau Reiche, unverheiratete Mutter und aus dem Osten kommend, könnte Stimmen bringen – dies wird wohl die dahinter stehende wahltaktische Überlegung gewesen sein. Diese Erwartung ist nicht aufgegangen, und für Teile der Basis wirkte die Berufung Reiches nicht mobilisierend, sondern demotivierend. Ihr völliges Abtauchen während der heißen Wahlkampfphase kann nur als Schadensbegrenzung gedeutet werden.

Wo war Frau Schavan im Wahlkampf? Im Kompetenzteam war sie zuständig für das so wichtige Feld Schule und Bildung. Vor dem Hintergrund der Pisa-Studie hätte man mit diesem Thema mehr punkten können.

Das Thema Zuwanderung wurde nur am Rande thematisiert und als „1b-Thema“ bezeichnet. Hat man bei der Union immer noch nicht erkannt, daß zehn Millionen Fremde für Deutschland und die Deutschen eine sozial- und bildungspolitische Belastung darstellen, vor der sich die Menschen fürchten?

Wenn jetzt einzelne CDU-Größen die Gründe für das Verfehlen der Wahlziele bei der FDP suchen, ist dies ein Ablenkungsmanöver. Nein, die Quasi-Wahlgewinner CDU/CSU müssen die Gründe für die Neuauflage der rot-grünen Bundesregierung bei sich selbst suchen.

Ministerpräsident Stoiber hat in seiner Eigenschaft als Kanzlerkandidat einen exzellenten Wahlkampf geführt. Sein hervorragendes Ergebnis bundesweit und besonders in Bayern belegt, daß seine veröffentlichten schlechten Beliebtheits- und Kompetenzwerte nicht der tatsächlichen Volksstimmung entsprachen. Nach der Wahl wurde deutlich: Stoiber steht für persönliche Integrität, Disziplin, Kompetenz und Wertebewußtsein. Das sind Tugenden, die der Bundeskanzler Deutschlands braucht, um das Land nach vorne zu bringen.

Stoiber war nicht gut beraten, als er im Wahlkampf fast nur die Arbeitsmarktpolitik und das gebrochene Versprechen des Kanzlers hinsichtlich der Arbeitslosenzahl thematisierte. Dadurch entstand partiell der Eindruck, er habe nur auf diesem Feld Kompetenz. Auch hätte der Kandidat in Maßen bei einigen Themen mehr zuspitzen müssen. Polarisierung läßt Unterschiede deutlicher zutage treten. Deutlichere Unterschiede zwischen den Parteien wünschten sich auch Wähler der Mitte.

Die rot-grüne Bundesregierung hat in der neuen Wahlperiode Herkules-Aufgaben zu erledigen. Ohne Mitwirkung der Union wird sie scheitern. ■

www.ostpreussenblatt.de
Benutzername/User-ID: ob
Kennwort/PIN: 2590

Das Ostpreußenblatt
Preußische Allgemeine Zeitung

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(Verantwortlich f. d. redaktionellen Teil)

Politik, Zeitgeschehen: Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Frauenseite:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Literatur:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatkreise, Aktuelles, Landsmannschaftliche Arbeit:** Florian Möbius; **Leserbriefe:** Rebecca Bellano; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede; **Östliches Mitteleuropa:** Martin Schmidt.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Pierre Campguilhem (Paris), Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), General-major a. D. Gerd H. Komossa, Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

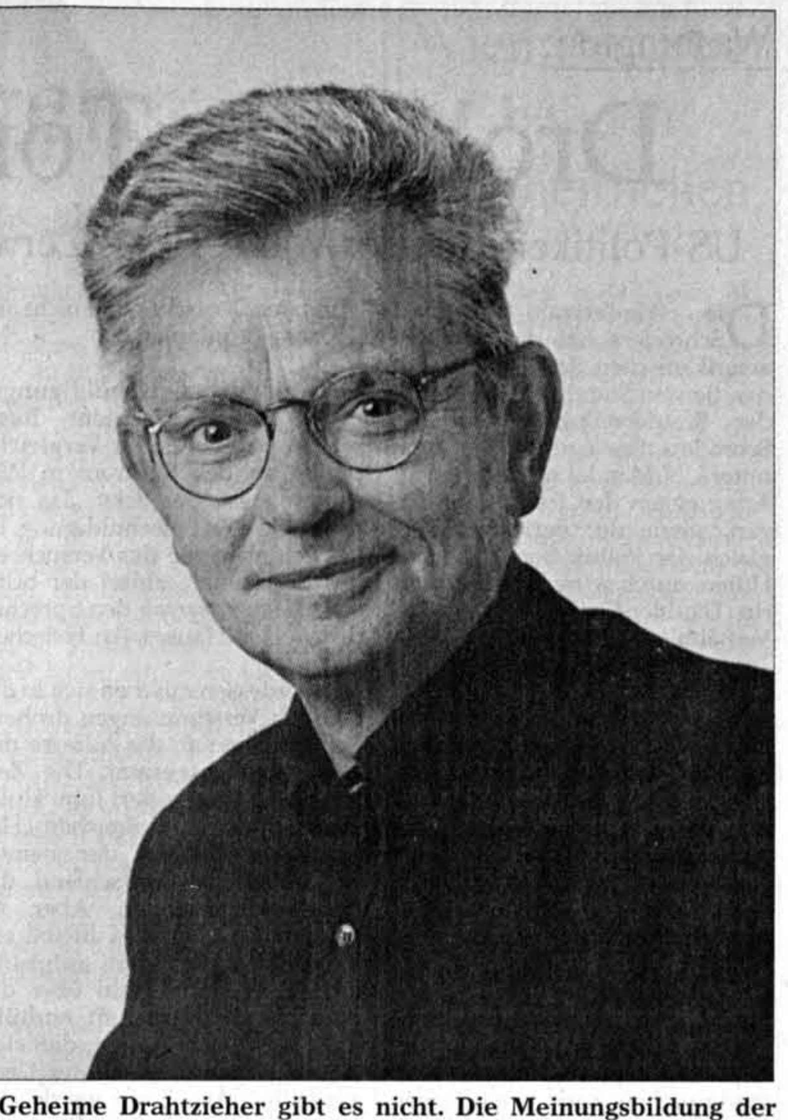
Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2002 Bezugspreis Inland 6,75 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer. Ausland 8,50 € monatlich, Luftpost 11,80 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: Landesbank Hamburg, BLZ 200 500 00, Konto-Nr. 192 344. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen). – Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 24. Druck: Rautenberg Druck GmbH, 26787 Leer (Ostfriesland). – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.ostpreussenblatt.de

E-Mail:
redaktion@ostpreussenblatt.de
anzeigen@ostpreussenblatt.de
vertrieb@ostpreussenblatt.de
landsmannschaft@ostpreussenblatt.de

Wer macht die öffentliche Meinung?

Bernd KALLINA im Interview mit Publizistikprofessor Hans Mathias Kepplinger über wachsende Medienmacht, linke Dominanz in den Redaktionen und die Folgen



„Geheime Drahtzieher gibt es nicht. Die Meinungsbildung der Medien vollzieht sich mit ungeheurer Eigendynamik. So werden Skandale *gemacht*": *Hans Mathias Kepplinger* Foto: Olzog

Zu den traditionellen Produktionsfaktoren Boden, Arbeit und Kapital sei jetzt im 21. Jahrhundert die Information als vierter gesellschaftsleitender sowie gesellschaftsdynamisierender Produktionsfaktor hinzugekommen. Wir lebten in einer Wissens- und Informationsgesellschaft, so die einhellige These führender Sozialwissenschaftler. In welcher Phase dieser rasanten Wandel-Entwicklung stehen wir heute?

Kepplinger: Bei der Verlagerung der Produktivfaktoren sind wir noch am Anfang der Entwicklung. Das zeigen auch die Rückblicke etwa auf die Ursachen des Börsencrashs. In den USA trägt ja die Informationstechnologie, gemeint sind die „neuen Medien", also Computer, Silicon Valley im weitesten Sinn, nur einen sehr geringen Prozentsatz zum gesamten Bruttosozialprodukt bei. Die Medienöffentlichkeit für diese Art von Produktion ist bei weitem größer als ihre wirtschaftliche Bedeutung. Das ist ein unglaublich aufgeblasenes Gebilde. Meine These lautet also: wenn man an die wirtschaftliche Seite denkt, dann sind wir noch am Anfang.

Gehen wir aber auf die Rolle der Information im Sinne von Medien-Information ein, dann sind wir in einem relativ fortgeschrittenen Stadium. Beispiel England: gegen Murdock ist dort keine Wahl mehr zu gewinnen. Solange er dort der beherrschende Verleger ist, wird jede politische Partei, die gewinnen will, sich seinen Bedingungen unterwerfen müssen. In der Bundesrepublik sind es doch effektiv einige wenige große Häuser, die die Medienmacht besitzen. In Australien oder Italien ist es ähnlich, das heißt, hier haben wir einen weit fortgeschrittenen Prozeß.

Zweifellos hat die informationsproduzierende Elite ungeheuer an Macht gewonnen. Aber im Vergleich zur Finanzelite ist sie immer noch relativ machtlos. Hier müssen verschiedene Dinge auseinandergehalten werden: wenn man das Verhältnis der Medien zur Politik betrachtet, dann hat sich in der Tat die Macht von der Politik zu den Medien verschoben. Die großen Medienorganisationen sind viel einflußreicher als die großen Parteien.

Wenn man sich aber das Verhältnis Medien zur Großfinanz betrachtet, dann ergibt sich wiederum ein ganz anderes Bild, und die Konfliktlinien sind ganz andere. Im Verhältnis zu Großkonzernen sind auch Medien nur kleine Häppchen und im Endeffekt auch von ihnen abhängig.

Inwiefern hat sich tendenziell die Hierarchie der machtausübenden Gruppen – in Wirtschaft, Politik und Medien – verändert?

Kepplinger: Immer klarer wird erkennbar, daß sich die Macht weg von den Parteien, den Kirchen und von den Gewerkschaften sowie von anderen Organisationen wie den Vertriebenenverbänden verschoben hat. Keine dieser Organisationen hat in einem öffentlichen Konflikt eine Chance, wenn die Medien – oder ein Großteil von ihnen – gegen sie stehen.

Ist dann in der heutigen Informationsgesellschaft derjenige politische Akteur souverän, der emotionalisierte Bilderwelten via Massenmedien im Bewußtsein seiner Zielgruppen verankern kann und damit andere dominiert, jenseits des vielbeschworenen „rationalen Dialogs mündiger Bürger" oder gar des „herrschaftsfreien Dialogs" à la Habermas?

Kepplinger: In der Tat, der wäre souverän. Aber gelingt das wirklich? Das eigentliche Problem und das wissenschaftlich interessante Phänomen ist ja die Frage, wie kommt es, daß Massenmedien zu bestimmten Zeiten praktisch fast alle in eine Richtung laufen? Ein Grund dafür ist sicher ideologischer Natur. Es ist einfacher, die Medien gegen Konservative zu instrumentalisieren als gegen Linke. Aber hier spielt nicht nur dieses Rechts/Links-Schema eine Rolle.

Die Mehrheit der Journalisten steht politisch links – aus Angst vor Isolation wagt kaum jemand, »rechts« zu sein

Meine wissenschaftliche Lebenserfahrung besagt: hier finden keine irgendwie gearteten Verschwörungen statt, wie manche meinen. Zu all diesen Theorien habe ich ein ganz distanziertes Verhältnis! Es gibt normalerweise keine geheimen Drahtzieher. Entscheidend sind die informellen Meinungsbildungsprozesse in den Medien, die eine ungeheure Eigendynamik entwickeln können. Und diese Dynamik kann so stark sein, daß sie andere Interessen, beispielsweise auch ideologische, völlig überspült.

Heißt das, daß derartige Prozesse kaum steuerbar sind?

Kepplinger: Ja, wenn so ein eigendynamischer Prozeß einmal ins Laufen kommt, läßt er sich nicht mehr steuern. Wie ein alles niederwalzender Panzer bahnt sich der Trend seinen Weg. Und zwar so lange, bis sich die Energie verzehrt hat.

Wie muß man sich den Verlauf eines solchen „eigendynamischen Prozesses" vorstellen?

Kepplinger: In meiner letzten Veröffentlichung „Die Kunst der Skandalisierung" bin ich darauf ausführlich eingegangen. Zentrale Erkenntnis: die Kollegen in allen Berufen orientieren sich primär an ihren Kollegen: Zahnärzte, Mediziner, Architekten – um einige Beispiele zu benennen. Alle schauen und fragen sich, was machen die anderen, was ist gut? Wie stehe ich im Verhältnis zu den Kollegen da, wenn ich mich so oder so verhalte? Aber in keiner Branche ist das annähernd so schnell und so total wie in den Medien-Berufen. Hinzu kommt: in keinem Beruf müssen die Vertreter ihre Entscheidungen täglich zu Markte tragen. So ist die permanente Wahrnehmung der Öffentlichkeit und die Beobachtung der Kollegen für Journalisten etwas unglaublich Wichtiges. Niemand will sich in seinem Beruf isolieren. Und die Isolationsfurcht ist ein gewaltig wirkendes Steuerungselement. Natürlich gibt es Journalisten, die damit spielen, die bewußt Einzelgänger sind. Aber derartige Persönlichkeiten sind in jedem Beruf eine verschwindende Minderheit.

Apropos Minderheiten: nur wenige Journalisten verorten sich selbst als konservativ oder gar „rechts". Die meisten stufen sich als liberal oder links, bis hin zur PDS ein – auch grün-ökologische Orientierungen sind häufig. Machen zuwenig nichtlinke Intellektuelle Gebrauch von der Berufschance des Journalismus?

Kepplinger: Zunächst stimme ich Ihnen zu, daß bei weitem die Mehrheit der Journalisten links von der Mitte steht, das sind – empirisch belegbare – satte 60 bis 70 Prozent. Das ist in allen westlichen Demokratien so, in England, in Amerika, auch in Frankreich.

Wie massiv schlägt sich das in der Berichterstattung nieder?

Kepplinger: Das hängt davon ab, inwieweit der einzelne Redakteur entscheidenden Einfluß auf das Produkt hat. In Deutschland hat er einen relativ großen Einfluß, in England einen vergleichsweise geringeren. Die Grundhaltung ist in Amerika, in England, in Frankreich überall zunächst einmal links. Und das hängt auch damit zusammen, daß es unterschiedliche Lebensentscheidungen gibt, die ungefähr im Alter von 16 bis 24 getroffen werden. Jedem intelligenten jungen Menschen stehen in diesen Jahren der Orientierung verschiedene Lebenswege offen. Manche wollen sich in den großen Organisationen verwirklichen, viele auch als freischaffende Ärzte, Steuerberater oder Anwälte. Das setzt meist eine Akzeptanz der Gesellschaft voraus, wie sie ist. Andere leben in einer erheblichen Spannung zur Gesellschaft. Sie lehnen sie ganz oder teilweise ab. Und ein hoher Prozentsatz von letzteren wird entweder Künstler, Schriftsteller, Musiker oder eben: Journalist. Deshalb tendiert in allen freien Gesellschaften unter den Journalisten die Mehrheit zu Parteien, die ihrer systemkritischen Grundhaltung Ausdruck verleihen.

Sehen Sie darin ein immerwährendes Muster, war das früher auch so?

Kepplinger: Journalisten waren immer irgendwie „links", auch in früheren Zeiten. Allerdings war die inhaltliche Ausprägung ihres „linken" Engagements sehr unterschiedlich. Die heute als „rechts" geltenden studentischen Burschenschaften galten in weiten Teilen des 19. Jahrhunderts als „links", als antifürstlich-revolutionär und somit staatsfeindlich. Auch hatte die literarische Intelligenz durchgängig oppositionelle Züge – denken Sie an das „Junge Deutschland", um im Zeitraum des Vormärz zu bleiben.

Zurück zum Heute: Es ist zunächst auch gar nicht weiter schlimm, daß da ein Überhang an linken Journalisten vorhanden ist. Nur: wenn wir in den Redaktionen linke Mehrheiten von 60 Prozent bei 20 Prozent Indifferenten haben, dann ist es für die Minderheit der 20 Prozent Konservativen außerordentlich schwer, ihre Position aktiv zu vertreten. Denn die Menschen sind nun einmal mehrheitlich nicht mutig. Und es ist für jeden Menschen außerordentlich belastend, wenn er sich permanent rechtfertigen muß, weshalb er so denkt, wie er denkt. Die Konsequenz ist: bei einem Links-Rechts-Verhältnis von 60:20 bleiben von den 20 Prozent Konservativen entsprechend der Theorie der Schweigespirale nur rund fünf Prozent übrig, die den Mut haben, ihre Meinung öffentlich zu äußern. Von den 60 Prozent Linken sind es aber weit mehr, vielleicht 40 oder 50 Prozent. Das hat für die Öffentlichkeit in liberalen Demokratien die bedenkliche Folge, daß die Position der konservativen Minderheit im Journalismus noch geringer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist.

Jede Nation definiert Skandale anders: Finanzaffären stürzen in den USA niemanden, dort ist Sex das Aus

In Ihrem erwähnten Buch behaupten Sie, daß „die Wahrheit während des Skandals in einer Welle kraß übertriebener und gänzlich falscher Darstellungen untergeht". Können Sie diese These an einem typischen Beispiel darstellen?

Kepplinger: Das gravierendste Beispiel war zweifellos die Skandalisierung der BSE-Krise. Ich habe damals geschrieben, und inzwischen ist das ja auch immer härter durch Fakten bestätigt, daß es viel gefährlicher ist zu heiraten, als Rindfleisch zu essen. Weil man nämlich eher vom Ehepartner erschlagen wird, als an Creutzfeldt-Jacob zu erkranken und zu sterben. Das war, auch wenn es lustig klingt, ernst gemeint. Die medial erzeugte Furcht vor BSE hatte irrationale Züge angenommen. Wie immer gab es auch hier im Journalismus einige Wortführer, einige Mitläufer, viele Chronisten und kaum Skeptiker.

Ab einem gewissen Zeitpunkt war die Mehrheit von ihrer Sichtweise so felsenfest überzeugt, daß Zweifel an ihrer Darstellung als Vertuschungsversuche gebrandmarkt wurden. Auch das ist üblich. Dazu kommt, daß die engagierten Skandalierer ihre Darstellungen selbst dann nicht revidieren, wenn sie sich als falsch herausgestellt haben. So hört man, obwohl neue Hochrechnungen vorliegen, nichts mehr über die Auswirkungen von BSE.

Auffällig ist in letzter Zeit eine skandalisiernde Extremismus-Berichterstattung gegen „rechts" in Deutschland. Wer seit dem ungeklärten Attentat von Düsseldorf im Juli 2000 die deutsche Medienlandschaft verfolgt, könnte die Befürchtung hegen, Deutschland stünde kurz vor einem neuen 1933. Gleichzeitig wird die extremistische Qualität der in PDS umgetauften SED – sie bekennt sich in ihrem Grundsatzprogramm zu den Vorzügen der Oktoberrevolution von 1917 – weitgehend ausgeblendet. Wie konnte es zur dieser Wahrnehmungsschieflage kommen?

Kepplinger: Hier ist zweifellos Ideologie der wichtigste Erklärungsgrund. Ein Großteil der Journalisten besitzt eine gewisse Nähe zu sozialistischen Ideen. Folge: Es gibt keine linksextremen Schläger mehr, es gibt nur noch „autonome Gruppen".

Wenn die gewaltbereiten Glatzen auftauchen, dann sind es rechtsradikale Horden, wenn die Linken auftauchen, bei den Chaostagen in Hannover oder früher in Hamburg, dann sind es Auto-

Fortsetzung auf Seite 4

Washington:

Drohende Töne aus Übersee

US-Politiker nach der Wahl: Tiefes Zerwürfnis mit Deutschland / Von Hans HECKEL

Die Wiederwahl Gerhard Schröders hat die deutsch-amerikanischen Beziehungen auf den tiefsten Stand seit Gründung der Bundesrepublik gebracht. Schröders Festlegung, sich auch unter UN-Mandat nicht an einem Krieg gegen den Irak zu beteiligen, sowie der berichtete Vergleich der Politik Bushs mit der Hitlers durch seine Justizministerin Däubler-Gmelin hatten das Verhältnis bereits vor der Wahl „vergiftet", wie Bush-Beraterin Condoleeza Rice schäumte. Schröders Sieg und sein erneutes „Nein" zur Irak-Operation haben das Faß nunmehr endgültig zum Überlaufen gebracht. Das Ausmaß der Verärgerung jenseits des Atlantiks ist derart groß, daß sogar selbstverständliche diplomatische Gepflogenheiten über Bord geworfen werden.

So verzichtete das Weiße Haus auf ein promptes Glückwunschtelegramm für den Kanzler – die Gratulation unter Staats- und Regierungschefs nach gewonnenen Wahlen ist sonst absolut üblich und zählt zu den Grundlagen internationaler Umgangsformen.

In Warschau weigerte sich US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld, seinen deutschen Kollegen Peter Struck zu sprechen. Er beabsichtige nicht, sich mit irgend jemand anderem zu treffen als mit denen, die auf seinem Terminplan stünden, so Rumsfeld grimmig: „Und der Deutsche steht nicht auf meinem Terminplan."

Schröders Entschuldigungsbrief an US-Präsident Bush wegen des Hitler-Vergleichs prallte an der Kaltfront in Washington ab: Der Brief „las sich nicht wie eine Entschuldigung. Er las sich eher wie der Versuch einer Erklärung", zitiert der britische *Daily Telegraph* den Sprecher des Weißen Hauses, Ari Fleischer.

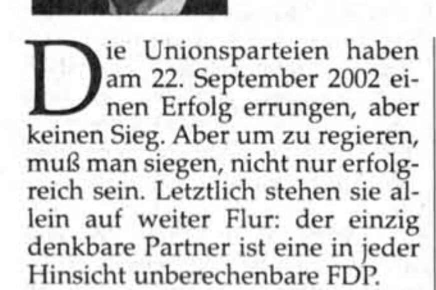
Unterdessen mischen sich in die heftigen Verstimmungen drohende Untertöne an die Adresse der Deutschen insgesamt. Die Zeitung *USA-today* zitiert John Hulsman von der einflußreichen „Heritage Foundation", der meinte, es sei nun an Deutschland, die Dinge klarzustellen. Aber, so Hulsman weiter, „es bleibt ein dauerhafter Schaden aufgrund dessen, was die Wahl über die deutsche Wählerschaft enthüllt hat: Es hat sich gezeigt, daß sich Antiamerikanismus an der Urne auszahlt." Am Ende werde die kurzsichtige Schröder-Strategie den Deutschen selbst schaden: „Was dies heißt, ist, daß Deutschland keinen Platz am Tisch der Erwachsenen bekommen wird, wenn dort geopolitische Dinge verhandelt werden."

Der *New York Times* sagte Ronald Amus, früher Mitarbeiter des US-Außenministeriums und jetzt des „German Marshall Fund": „Wir dachten, daß Deutschland seine Vergangenheit überwunden hat. Doch jetzt gibt es da ein großes Fragezeichen." Freunde und Partner würden sich erneut fragen, ob Deutschland ein verläßlicher Partner sei. Damit will Amus offenbar in die Wunde der Verunsicherung der Deutschen ob ihrer Politik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stechen. Zu erwarten scheint jedoch, daß der Amerikaner eher Trotz als Erschrecken unter den Deutschen auslöst. So wie auch die Drohgebärden der Bush-Regierung vor der Wahl Schröder eher genützt als geschadet haben. Was Amus nicht mitbekommen hat: Die Waffe der „Geschichtspolitik" ist stumpf geworden in den vergangenen Jahren. Die Deutschen fühlen sich nicht mehr als „Demokraten auf Bewährung", sondern als freie Bürger eines souveränen Landes, das aus eigenem Recht agiert. Dieser grundlegende Wandel vollzog sich offenbar so still und unspektakulär, daß man ihn jenseits des Atlantiks nicht registriert hat.



Will nicht mit „dem Deutschen" reden: *US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld.* Foto: dpa

Mit Unverständnis und Sorge haben auch europäische Partner jedoch aufgenommen, daß Schröder nicht aus nationaler Verantwortung auf Kollisionskurs mit den USA gegangen ist, sondern ausschließlich, um an der Macht zu bleiben. So kommentierte die EU-Kommission die Wahl mit den vielsagenden Worten: „Es gibt absolut nichts zu befürchten!" Das klingt nach bangem Pfeifen im Walde. Offenbar traut man dem Kanzler in Brüssel zu, aus innenpolitisch-taktischen Gründen schier alles aufs Spiel zu setzen – am Ende gar auch eine EU, auf die in den nächsten Jahren ohnehin gewaltige Probleme zukommen. ■



Gedanken zur Zeit:

Traditionelle Werte wieder im Trend

Von Wilfried BÖHM

Die Unionsparteien haben am 22. September 2002 einen Erfolg errungen, aber keinen Sieg. Aber um zu regieren, muß man siegen, nicht nur erfolgreich sein. Letztlich stehen sie allein auf weiter Flur: der einzig denkbare Partner ist eine in jeder Hinsicht unberechenbare FDP.

Seit 1953 bis 1983 waren die Unionsparteien bei allen Wahlen im Bereich zwischen 44,5 und 50,2 Prozent angesiedelt. Die nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus als Antwort auf den braunen und den roten Sozialismus gegründete CDU hatte im Verein mit der CSU immer dann große Leistungen für Deutschland erbracht, wenn ihre drei geistigen Grundströmungen, auf denen sie aufgebaut worden war, im Gleichgewicht zueinander standen: nämlich die christliche Soziallehre, die Ideen der Wirtschaftsliberalen und das Gedankengut der nationalen und christlichen Konservativen. Aus diesem Gleichgewicht zog die Union die Kraft zum Widerstand gegen den freiheitsbedrohenden und atombombengestützten Kommunismus Moskaus, den ihr die Wähler honorierten.

Nachdem 1969 die Unionsparteien durch den Koalitionswechsel der FDP die Regierungsverantwortung verloren hatten, dauerte es 13 Jahre, bis die vom sozialistischen Urgestein Herbert Wehner so apostrophierte liberale „Pendlerpartei" um des eigenen Überlebens willen die Rolle zurück zur CDU/CSU probierte.

1983 kündigte Helmut Kohl eine „geistig-moralische Wende" an, und 48,8 Prozent der Wähler bescherten ihm daraufhin fast die absolute Mehrheit. Doch die versprochene Wende blieb aus. In der Gefangenschaft der FDP wurde die CDU von einer Partei, welche die Mitte und die demokratische Rechte umfaßt hatte, zu einer fast ausschließlich „mittistischen" Partei, die sich nicht nur dem Zeitgeist anpaßte, sondern obendrein „sozialdemokratisierte", wie nicht nur böse Zungen behaupteten. Das innerparteiliche und politikgestaltende Gleichgewicht war durch ein „System" gestört, das im vollen Umfang allerdings erst nach seinem Ende in das öffentliche Bewußtsein dringen sollte. Doch viele ihrer Stammwähler nahmen diese Entwicklung mit zunehmendem Verdruß zur Kenntnis und wählten die Union nicht mehr mit innerer Zustimmung, sondern nur noch als „kleineres Übel". Seit 1987 schon ging es mit den Unionsparteien nur noch bergab, die angekündigte geistig-moralische Dimension der 83er Wende jedenfalls war ausgeblieben.

Das große Startkapital, das die der vorausgegangenen sozialliberalen SPD/FDP-Koalition überdrüssigen Wähler Helmut Kohl 1983 zur Verfügung gestellt hatten, verfiel kontinuierlich. In den 16 Kohl-Jahren ging es von Wahl zu Wahl abwärts bis auf 35,1 Prozent im Jahr 1998, als das „System Kohl" kippte. Nicht ein einziges Mal – selbst nicht, als die durch die Implosion der Sowjetunion veränderte weltpolitische Situation den Deutschen die Wiedervereinigung bescherte – hatte Kohl den permanenten Niedergang stoppen, geschweige denn die Abwärtsentwicklung umkehren können. Im Gegenteil, der Fortfall der Bedrohung durch Moskau nahm vielen Deutsche ihr Motiv, bei der Union äußere Sicherheit zu suchen.

Die CDU, innenpolitisch allein fixiert auf die "Pendlerpartei" FDP, innerparteilich mit gestörtem Gleichgewicht und außenpolitisch nach dem Verlust des realen Feindbildes Moskau orientierungslos, muß zur Kenntnis nehmen, daß sie aus sich heraus ohne Koalitionspartner nicht regieren kann. Sie hat bei der jüngsten Bundestagswahl einen schönen Erfolg errungen. Nach dem Dauerniedergang während der Ära Kohl ging es erstmals wieder aufwärts, wenn auch nur im Bereich der dreißig Prozent, weit entfernt von früheren Glanzzeiten. Ihr Denken ist allerdings noch immer das einer 45-Prozent-Partei, die den Schutz der Fünfprozentklausel gegen parteipolitische Innovationen ebenso selbstverständlich genießt wie den wahlrechtlichen Unfug der Überhangmandate. Fest steht aber auch, daß die Union nur in Verbindung mit zuverlässigen Partnern siegen kann. Als Partei, welche der Mitte und der demokratischen Rechten verpflichtet ist, muß sie der Verteufelung dieser demokratischen Rechten entgegentreten und den undifferenzierenden „Kampf gegen Rechts" des geistigen Bündnisses von 68ern und sogenannter "Antifa" aufdecken, das von einem Großteil der Medien den Bürgerinnen und Bürgern – als „Schröderismus" getarnt – mehr oder weniger indoktriniert wird.

Der Union fehlt zum Siegen ein zuverlässiger Partner

Unter diesem Gesichtspunkt hat die jüngste Bundestagswahl das paradoxe Ergebnis, daß eine große Mehrheit der Bevölkerung traditionellen Werten wie Ordnung, Sicherheit, Leistung, Eigeninitiative und Eigenvorsorge hohe Bedeutung zumißt und die hohe Arbeitslosigkeit und die Wirtschaftsentwicklung als wichtigste Themen ansieht, aber die rot-grünen Verächter dieser Werte und Verantwortlichen der genannten Mißstände auf ihren Ministersesseln beläßt.

Für die Zukunft kann das nur heißen, mit der strategischen Entwicklung einer dem Bundeswahlrecht gerecht werdenden parteipolitischen Aufstellung zu beginnen, die den vielen Möglichkeiten, „links" zu wählen, solche Möglichkeiten im rechten demokratischen Spektrum entgegenstellt. ■

Fortsetzung von Seite 3

Wer macht ...

nome. Obwohl sich diese Autonomen zweifellos als „Linke" verstehen. Die Linke wird von Journalisten, die so verfahren, begrifflich geschützt, damit ihr hoher moralischer Anspruch nicht beschädigt wird. Hier ist eine ideologisch fundierte Ungleichgewichtigkeit in der Darstellung von Links- und Rechtsextremismus zu registrieren.

Herr Kepplinger, gibt es bei den von Ihnen erwähnten Skandalen und in der Zeitgeschichtsschreibung auffällige deutsche Sonderwege?

Kepplinger: Es gibt nationentypische Erscheinungsformen. In England werden finanzielle Dinge in der Regel nicht zum Skandal, dafür Sex. Bei uns wird normalerweise Sex nicht zum Skandal, aber dafür Finanzfragen.

Journalisten stellen sich schützend vor die Linke, auch die gewaltbereite

In der Tat führt der Skandal dazu, daß bestimme Regeln außer Kraft gesetzt werden. Manche Skandale haben ja einen gravierenden Anlaß. Etwa der Contergan-Skandal. Andere Skandale haben im Grunde genommen nichtige Anlässe. Nehmen Sie die miles & more-Affäre. Aber: in allen Fällen sind die Mechanismen gleich, unabhängig davon, ob der Anlaß wichtig oder unwichtig ist. Und die Mechanismen laufen darauf hinaus, die üblichen Regeln der Wahrheitsfindung innerhalb und außerhalb des Journalismus außer Kraft zu setzen.

Seit Günter Grass in seinem Roman „Im Krebsgang" den Leidensweg und die Opfer von über zwölf Millionen deutschen Heimatvertriebenen thematisierte, hat sich die bundesdeutsche Öffentlichkeit in ungewöhnlicher Weise dieser deutschen Opfergruppe geöffnet. Weshalb gab es diese jahrzehntelange Tabuisierung des Schicksals der deutschen Vertriebenen in den deutschen Massenmedien, bei gleichzeitiger Dauerpräsenz anderer Opfergruppen?

Kepplinger: Die Thematisierung deutscher Opfer im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg sieht leicht aus wie eine Aufrechnung des einen Leids gegen das andere. Es hat, auch wenn das nicht beabsichtigt ist, den Anschein, man wolle das Leid der anderen minimieren. Derjenige, der solche Thematisierungen vornimmt, ist deshalb in der schwierigen Lage, begründen zu müssen, weshalb er das eigene Leid zur Sprache bringt. Und es gibt wenige Menschen, die bereit sind, sich diesem Rechtfertigungszwang auszusetzen.

Im übrigen gibt es eine ganze Reihe von ähnlichen Tabu-Themen, so die systematische Tötung der deutschen Zivilbevölkerung in den Großstädten durch die Flächenbombardements im Zweiten Weltkrieg. Aber eine Diskussion darüber ist in Deutschland nie geführt worden. Der Grund ist gleich: es sähe so aus, als ob man das eigene Leid aufrechnen wollte mit dem, was Deutsche anderen, etwa der Bevölkerung von London, angetan haben.

Es wird vielleicht noch eine Generation dauern, bis die Problematik öffentlich diskutiert wird, aber es wird kommen. ■

Umweltschutz:

»Verrat der Regierungen«

Nachlese des Johannesburger Welt-Klimagipfels / Von Wolfgang THÜNE

Er hatte viele Namen und wurde in den schillerndsten Farben gezeichnet, der Erd-, Klima-, Nachhaltigkeits- oder Weltgipfel von Johannesburg in Südafrika. Unabhängig von seinen eher mageren Ergebnissen, er war die wohl größte, luxuriöseste und teuerste UN-Konferenz aller Zeiten, und das in ärmster Umgebung! Bis zu 65.000 Experten aus 190 Staaten sollen ihn besucht haben, um das „Weltklima" zu retten und den globalen „Klimawandel" zu stoppen.

War das magere Ergebnis der Grund, warum der künstlich vor dem Gipfel erzeugte publizistische Wind sich danach so schnell wieder legte? Jens Nissen in der *Mainzer Allgemeinen Zeitung* urteilte dann auch, „daß auf Mega-Gipfel dieser Art künftig getrost verzichtet werden kann". Ricardo Navarra, Präsident der Organisation „Friends of the Earth", ging noch weiter: „Dieser Gipfel ist ein Verbrechen. Sechs Milliarden Menschen werden heute von ihren Regierungen verraten!"

Doch dieses vernichtende Urteil teilen nicht alle, insbesondere die betroffenen Politiker und Experten. Hört man Klaus Töpfer, der sich gerne als „Held von Rio" titulieren und als „Vorreiter" in Sachen Klimaschutz feiern läßt, oder aber Jürgen Trittin als amtierenden Umweltminister, dann wird der UN-Gipfel eher als Erfolg angesehen und jegliche Kritik daran barsch zurückgewiesen. Während die Unionsparteien der Regierung vorwarfen, „politische Luftschlösser" zu errichten, räumte Bundeskanzler Gerhard Schröder ein, daß sich zwar nicht alle Erwartungen Deutschlands erfüllt hätten, es aber international seine „Vorreiterrolle" unverändert wahrnehmen werde. Schröder sagte für die nächsten fünf Jahre den Entwicklungsländern rund eine Milliarde Euro für den Ausbau „erneuerbarer Energien" sowie für „bessere Energieeffizienz" zu. Seinen Ernst unterstreichend lud er zu einer diesbezüglichen Weltenergie-Konferenz ins „reiche" Deutschland ein.

„Energie" und „Klima" waren die zwei Schlüsselthemen in Johannesburg. Insbesondere ging es um die Unterzeichnung des im Jahre 1997 in Japan vereinbarten Kyoto-Protokolls. Seine Ratifizierung soll der Meilenstein zum Schutz des Globalklimas sein. Da die USA die Unterzeichnung verweigern, wurde der US-Außenminister Colin Powell mit Schmährufen überschüttet und von Umweltschützern mit Zwischenrufen wie „Schande über Bush" nachhaltig gestört. Das Kyoto-Protokoll von 1997 forderte auf Basis des Jahres 1990 eine Reduzierung der Treibhausgas-Emissionen um 5,2 Prozent bis zum Jahr 2012. Am Ende der UN-Konferenz wurde ein insgesamt 152 Punkte umfassender Aktionsplan verabschiedet. Darin heißt es: Der Klimawandel und seine schädlichen Folgen werden als „gemeinsame Sorge der Menschheit" bezeichnet. Weiter wird die Bedeutung der Klimarahmenkonvention von Rio de Janeiro (1992) hervorgehoben. Staaten, die 2001 in Marrakesch das „halbierte" Kyoto-Protokoll bereits ratifiziert haben, rufen „nachdrücklich" die anderen Staaten auf, „in absehbarer Zeit" zu folgen.

Im Kapitel „Energie" wird betont, daß der Anteil der erneuerbaren Energiequellen – wie Sonne, Wind oder Biomasse – „dringend" und „substantiell" erhöht werden solle. Die „dritte Welt" soll per „ökologischem" Quantensprung direkt in eine Wind-, Solar- oder Biomasse-Gesellschaft überführt werden. Ein konkretes Zeitziel ist nicht vorgesehen. Preiswertere, saubere, effizientere Energietechnologien sollen entwickelt werden,

Länder der dritten Welt sollen ökologischen Quantensprung vollbringen

doch niemand sagt diesen Staaten, daß elektrische Energie nur dann erzeugt werden und Strom nur dann fließen kann, wenn der Wind weht und/oder die Sonne scheint. Niemand sagt ihnen, daß in der subtropischen „Kalmenzone" Wind eine absolute Mangelware ist und keineswegs „herbeisubventioniert" werden kann, zumal im Energiesektor Subventionen, „wo es geboten ist", abgebaut werden sollen. Ausgerechnet im „Vorreiterland" Deutschland werden die „erneuerbaren Energien" wie Sonne und Wind massiv subventioniert, wider alle Gesetze einer freien und sozialen Marktwirtschaft, zum einen über das „Stromeinspeisungsgesetz" und zum anderen über das „Erneuerbare Energiegesetz" (EEG).

Doch wer, wie die Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul, den USA eine „verheerende Kurzsichtigkeit" und „Dinosaurier-Denken" vorwirft, sollte sich an die eigene Brust klopfen und nicht mit Steinen im „Treibhaus" werfen. Es könnte sich sehr rasch als Luftschloß oder ideologisches Traumgebilde erweisen. Und dies ist es in der Tat! So schön die Analogie zum gärtnerischen Gewächshaus auch scheinen mag, der Vergleich ist nur ein trügerischer Schein. Die Erde ist von einer extrem beweglichen Gashülle, der Atmosphäre, umgeben, die nichts, aber auch gar nichts mit der Glashülle eines Gewächshauses zu tun hat. Die Funktion des Gewächshauses ist, erwärmte Luft vorübergehend einzusperren. Dies ist unter freiem Himmel unmöglich! Kühlt sich die Luft am Boden ab, dann bildet sich eine Bodeninversion oder Temperaturumkehrschicht. Wird Luft über den Bodenkontakt erwärmt, dann erhält sie automatisch thermischen Auftrieb, Konvektion und Haufenwolken erzeugend. Warme Luft kann nichts anderes tun als aufzusteigen, das wußte schon Archimedes! In den Thermikblasen wird auch das schwere Kohlendioxid mit in die Höhe gerissen, im Extremfall bis zur Tropopause in acht bis zwölf Kilometern Höhe. Sie dient als „natürliche Sperrschicht" zwischen Troposphäre und Stratosphäre, an der auch die gewaltigsten Gewitterwolken anstoßen und den „Amboß" bilden.

Nirgends trifft das Bild zu, das unentwegt über die Medien von den „Klimaexperten" in unsere Gehirne eingetrichtert wird, daß die Erde ein „Treibhaus" mit einer „Glasscheibe" in sechs Kilometern Höhe sei. In einer Greenpeace-Publikation aus dem Jahre 1992 heißt es: „Weil die Spurengase wie eine riesige Glasscheibe zwischen Sonne und Erdoberfläche sitzen, werden sie mit dem gläsernen Treibhaus des Gärtners verglichen." Wenn das böse, ja klimakillende „Treibhausgas" Kohlendioxid tatsächlich in sechs Kilometern Höhe konzentriert wäre, um wie eine „Glasscheibe" zu wirken, die im Boden wurzelnden grünen Pflanzen wären als erste verhungert und mit ihnen alles Leben auf der Erde zugrunde gegangen. Hätten sich die in Johannesburg versammelte Klima-Karawane mit ihrem journalistischen Begleittroß der Mühe unterzogen und einen naturkundlichen Fußmarsch auf den höchsten Berg Afrikas, den circa 6.000 Meter hohen Kilimandscharo, gemacht, sie hätten folgendes festgestellt: Luftdichte, Luftdruck und auch der CO_2-Gehalt nehmen mit der Höhe ab. Auch die Temperatur nimmt stetig ab, obgleich die Intensität der Sonnenstrahlung stark ansteigt. Wider alle „Treibhauspsychose" hat der Kilimandscharo eine permanente Schneehaube, obgleich in dieser Höhe die Wärmestrahlung des tropisch heißen Erdbodens abgefangen (absorbiert) und zur Erde zurückgestrahlt werden soll. Dieser natürliche Anschauungsunterricht hätte die Illusion von der Erde als „Treibhaus" wie eine Seifenblase zerplatzen lassen. Diese Erfahrung hätten die Klimagipfelbesucher schon vor zehn Jahren beim 1. Weltklimagipfel 1992 in Rio de Janeiro in den wohltemperierten bzw. klimatisierten Düsenjets sammeln können.

Doch einmal im Unterbewußtsein der Weltöffentlichkeit fest verankerte Bilder sind einer rationalen Kritik schwer zugänglich und haben ein zähes Eigenleben. So freut sich schon heute die internationale „Klimaschutzgemeinde" auf den nächsten Klima-Gipfel, für den im September 2003 das wunderschöne mexikanische Cancun ausgesucht wurde. Doch auch diese teure Lustreise wird den „Klimawandel" nicht stoppen, solange der Mensch nicht in der Lage ist, das Wetter sich untertan zu „machen".

Wer, wie die Weltorganisation für Meteorologie der Vereinten Nationen, „Klima" als die „Synthese des Wetters" einer 30jährigen Periode definiert, sollte wissen, was Realität und was Fiktion ist. Es ist einzig das Wetter an einem Ort, das bestimmt, was der Mensch an „Klima" errechnet.



Vom Elbhochwasser zerstörtes Haus: *Nach vorherrschender Meinung ist der durch die Industrialisierung erhöhte Kohlendioxidausstoß schuld an vielen derartigen Umweltkatastrophen.* Foto: dpa

Die Wettervielfalt bestimmt die Klimavielfalt der Erde, nicht umgekehrt! Der Handel mit Emissionsrechten mag zwar riesige Geldströme in Bewegung versetzen, aber auch diese werden nichts am Wetter und damit auch nichts an seinem statistischen Folgekonstrukt „Klima" ändern. Allein der Gedanke an „Klimaschutz" erweist sich bei logischer Betrachtung als völlig absurd. ■

Trittins »CO_2-neutrale« Flugreise

In der Rückschau zum Johannesburger Klimagipfel hat Bundesumweltminister Jürgen Trittin zumindest eine frohe Nachricht zu verkünden: Die rund 180 deutschen Teilnehmer sind „CO_2-neutral" nach Johannesburg geflogen. Nun fragt man sich, ob die deutsche Abordnung etwa via Fahrrad oder Paddelboot nach Südafrika gereist ist. Aber dem ist nicht so: Die deutsche Delegation hatte sich – gar nicht „CO_2-neutral" – des Flugzeugs bedient.

Die Aussage unseres Umweltministers ist nur dann nachzuvollziehen, wenn man bereit ist, seine Öko-Weltanschauung zu teilen. Die deutsche Delegation hat zwar mit ihrer Reise Kohlendioxid produziert, sich allerdings in Südafrika nach den Regeln des Kyoto-Protokolls „freigekauft". Vom deutschen „Strafgeld" für 1.280 Tonnen Kohlendioxid, die beim Flug nach Johannesburg in die Luft geblasen wurden, sollen umweltfreundliche Häuser gebaut werden. Diese Häuser, so Trittin, haben eine besondere Wärmedämmung, die Bewohner müssen weniger heizen, setzen also weniger CO_2 frei. Ergo: Die Deutschen sind „CO_2-neutral" nach Johannesburg gereist. Logisch, oder?

Wien: Neustart bei den Freiheitlichen

Nach den Turbulenzen der letzten Wochen – mit Rücktritten von FPÖ-Ministern und Spitzenfunktionären – fand letzten Samstag ein außerordentlicher Parteitag statt, um eine neue Parteiführung zu wählen und eine einheitliche Linie festzulegen. Der als Parteichef designierte Mathias Reichhold, der mindestens 80 Prozent der Delegierten-Stimmen gefordert hatte, um die Aufgabe überhaupt anzunehmen, wurde mit 92 Prozent bestätigt. Auch seine Stellvertreter wurden mit großer Mehrheit gewählt.

Reichhold, im Zivilberuf Landwirt, stand stets zur Verfügung, wenn ihn die Partei, genauer gesagt Jörg Haider, für eine Funktion brauchte, darunter in der Kärntner Landespolitik, im Nationalrat, im Europa-Parlament und zuletzt als Infrastrukturminister der scheidenden Koalitionsregierung. Ob Reichhold die Partei tatsächlich aus dem derzeitigen Tief herausführen kann, wird in erster Linie davon abhängen, ob nicht auch seine Autorität wieder durch Zwischenrufe von Haider oder von „Rebellen" untergraben wird. Wenngleich ihn die Opposition als „Marionette" bezeichnet, dürfte aber die schmerzhafte Abnabelung von der Überfigur Haider jetzt doch in eine unumkehrbare Phase getreten sein. Bei neuerlichen Querelen besteht die reale Gefahr, daß die FPÖ hinter die Grünen zurückfällt, die in Österreich weit mehr noch

Schmerzhafte Abnabelung von Überfigur Haider

als anderswo ein Sammelbecken für Linksextremisten sind und sich durch das deutsche Wahlergebnis ungemein bestärkt fühlen.

Die Regierungskrise hat jedenfalls bereits zwei Vorentscheidungen gebracht: Der Kauf von Abfangjägern ist geplatzt, denn er wird nur noch von der ÖVP vertreten. Und die Benesch-Dekrete werden bald schon die „europäische Wertegemeinschaft" bereichern dürfen, denn die Veto-Drohung einer geschwächten FPÖ geht ins Leere.

R. G. Kerschhofer

Tertium comparationis

Klar erweisen sich die Zeichen:
Hitler darf man nicht vergleichen!
Von den Nazis fast erzwungen,
aber nie komplett gelungen,
kann erst jetzt in neuen Zeiten
unter ganz und gar Befreiten
solch Gebot die Macht ergreifen
und auf andre Regeln pfeifen.

Drum, ihr Dümmler-Dämlichs alle,
tappt nicht in die Teppenfalle!
Präventiv zurückgeschossen
haben zwar auch Volksgenossen,
trotzdem fehlt zur guten Sitte
beim Vergleiche euch das Dritte:
Denn Texaner, noch so arisch,
sind gewiß nicht vegetarisch!

Pannonicus

Das Ostpreußenblatt
Preußische Allgemeine Zeitung

Reise ins Posener Land:

Signale des Aufbruchs

Vom Ostwall bis zu den Hopfenfeldern bei Neutomischel / Von Friedrich Zempel

Es änderte sich wenig – damals in den 1970er und 80er Jahren, als es noch ein Abenteuer war, nach Polen und in das Posener Land zu reisen. Von Jahr zu Jahr konnte man sehen, wie sich der Abstand der Lebensverhältnisse zur Bundesrepublik vergrößerte.

Gerade auf dem Land wurden die Verhältnisse aus vorsozialistischer Zeit konserviert, was man mit Wehmut, aber auch mit Freude registrierte. Blieb doch vieles so, wie man es kannte oder aus den Erzählungen der Eltern gehört hatte.

Seit Beginn der 90er Jahre ist das anders. Dies bemerkten sehr bald auch die Teilnehmer einer Studienfahrt des „Deutschen Geschichtsvereins (DGV) des Posener Landes e. V.", als sie im Mai für einige Tage in das Gebiet reisten. Die Konvergenz der Lebensverhältnisse schreitet fort, im öffentlichen, wirtschaftlichen und privaten Bereich. Polen holt auf.

Nicht minder augenfällig ist, daß die Vorbehalte gegenüber den Deutschen ständig abnehmen. Ein aus dem Posener Land wegen seiner deutschen Volkszugehörigkeit vertriebener Bauer ist heute in seinem Heimatdorf eher willkommen als ein Bauer, der im Rahmen der Kollektivierung aus der ehemali-

Neuer Schick in den Straßen von Wollstein

gen DDR vertrieben wurde. Gelegentlich hat man sogar den Eindruck, die Polen hoffen, bei ihrem Weg in die doch sehr fremde EU von den Deutschen an die Hand genommen zu werden.

Die Wertschätzung der französischen Kultur und das Vertrauen auf den neuen „großen Bruder" USA sind groß, aber durch die Öffnung der Grenzen für Reisen und Informationen haben die Polen letztlich doch festgestellt, daß die Deutschen ihnen näherstehen.

Die in der Presse viel zu sehr aufgebauschten „Ängste" vor der wirtschaftlichen Macht der Deutschen müssen relativiert werden. Gut informierte Polen wissen, daß die Deutschen als Partner in der Wirtschaftspolitik harmlos sind und sich viele Deutsche selbst vor der Wirtschaftsmacht der anderen Industriestaaten und der Globalisierung fürchten.

Noch vor wenigen Jahren trennte beide Völker das Vorurteil, vielleicht auch der Minderwertigkeitskomplex, nur die eine Seite sei fleißig und sauber. Inzwischen haben aber Millionen Polen in Deutschland gearbeitet und wissen, daß sie hier als fleißige, unkomplizierte und verläßliche Arbeiter geschätzt werden und die öffentlichen Anlagen in den polnischen Städten in der Regel gepflegter als in Deutschland sind.

Überraschend für die Exkursionsteilnehmer war der erste Bummel durch die Robert-Koch-Stadt Wollstein – eine kleine Stadt voller schöner Geschäfte, mit gemütlichen Cafés und zahlreichen modisch gekleideten Menschen. Ein Bild, wie wir es aus den späten 60er Jahren aus Westdeutschland kennen, bevor die Supermärkte auf der grünen Wiese die Verödung der Innenstädte einleiteten.

Leider gibt es in Wollstein und anderen Städten inzwischen schon kleinere Einkaufszentren am Stadtrand. Man kann den Entscheidungsträgern in Polen nur wünschen, daß es ihnen gelingt, diese Entwicklung aufzuhalten.

Im Posener Instytut Zachodni – dem früheren Westinstitut, das als „Speerspitze gegen den Revanchismus" galt – hören wir einen Vortrag von Professor Dr. Wiesiolowski über die Geschichte der Kämmereidörfer, die vom 10. bis 13. Jahrhundert in der Posener Gemarkung von den die Grundherrschaft ausübenden Piasten angelegt und durch Zuwanderer aus Polen, Deutschland und Frankreich besiedelt wurden. Heute gehören die Dörfer zum Posener Stadtgebiet.

Jedes von ihnen pflegte ein bestimmtes Handwerk. Daneben wurde mit großem Erfolg Landwirtschaft betrieben. Die Einführung des Eisenpfluges durch die deutschen Siedler führte zu Ertragssteigerungen um bis zu 100 Prozent. Der Referent hielt dies für die wichtigste historische Veränderung bis zur Industriellen Revolution im 20. Jahrhundert.

Dank der von den deutschen Siedlern importierten und von den Polen rezipierten Wirtschaftsmethoden war die Gegend um Posen am Ende des Mittelalters besser entwickelt als das übrige Polen. Diese führende Position ging erst im Dreißigjährigen Krieg verloren, in dessen Folge sich die Bevölkerung um 50 Prozent verringerte.

Zu einem weiteren schweren Rückschlag in der wirtschaftlichen Entwicklung der Kämmereidörfer und der Stadt Posen führte der Zweite Nordische Krieg zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Als Erschwernis beim Wiederaufbau kamen erhebliche Probleme bei der Gewinnung neuer Siedler hinzu. Unter den damals angeworbenen Kolonisten hatten die katholischen Bamberger bzw. „Bamberka" einen bedeutenden Anteil, die in mehreren Wellen – 1719, 1730, 1743 und 1753 – zuzogen.

Wie Frau Prof. Dr. Paradewska ausführte, hatten sich die polnischen Grundherren bewußt für diese Bauern katholischen Glaubens entschieden. Dabei handelte es sich keineswegs nur um Familien aus dem Bistum Bamberg, auch wenn ein großer Teil aus dem Gebiet des heutigen Bayern stammte.

Im 19. Jahrhundert war „bambergisch" im Posener Land ein Synonym für „bäurisch". Als Bamberger wurde insbesondere ein wohlhabender Bauer bezeichnet. Doch schon bald nahmen diese Einwanderer als Handwerker, Kaufleute und Unternehmer eine besondere Stellung ein, was noch bis in die kommunistische Zeit Ab- und Ausgrenzungen zur Folge hatte.

Die Benachteiligung der Bamberger setzte aber nicht erst mit dem Kommunismus ein. Bereits der preußische Staat, zu dem das Posener Land – mit kurzer Unterbrechung während der napoleonischen Zeit – seit der Dritten Teilung Polens gehörte, gewährte ihnen nicht die gleichen Rechte wie den protestantischen Mitbürgern. Dies führte zu einer Hinwendung der Bamberger zum polnischen Katholizismus. – Vielleicht hat gerade die deutsche Seite in der Vergangenheit zu wenig danach gefragt, welchen Anteil der preußische Staat an der Gleichsetzung Protestant=Deutscher und Katholik=Pole hatte.

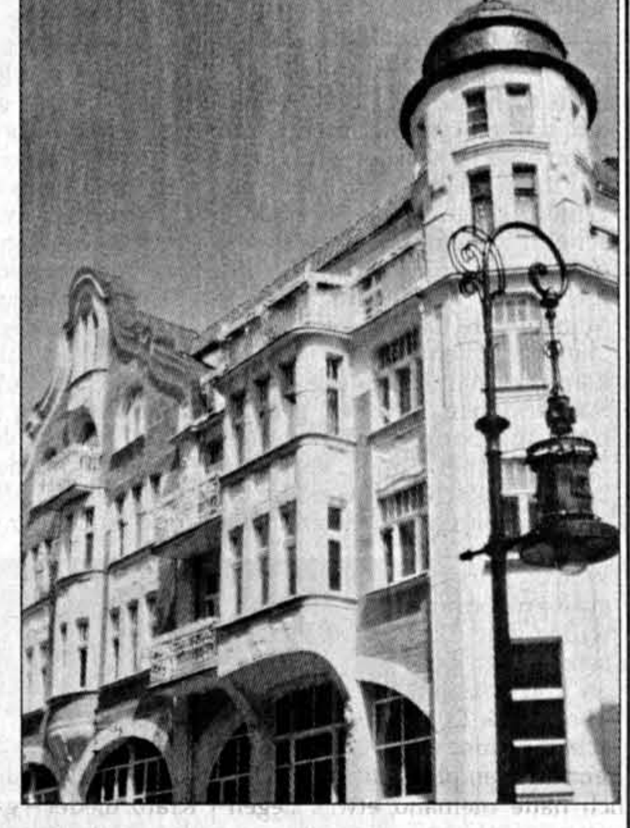
Seit der Wende von 1989/1990 begannen sich die „Bamberka" wieder zu organisieren und alte Bräuche zu pflegen. Demgegenüber war von der überall herrschenden Aufbruchstimmung bei einem Besuch der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Posen leider nichts zu spüren. Hier wurden offenbar viele Hoffnungen enttäuscht. Nicht nur in Polen, sondern auch seitens Deutschlands. Nicht einmal 10 Prozent der heute rund 4000 Deutschen in der Wojewodschaft Großpolen (Wielko Polska) sind organisiert, und nur 20 Prozent von 350 Mitgliedern sind Jugendliche.

Zu einem Höhepunkt der Fahrt gerieten die Einblicke, die uns nördlich von Schwiebus in die Festungsfront im Oder-Warthe-Bogen – den sogenannten „Ostwall" – eröffnet wurden.

Die Gegend um den Ort Kalau ist ganz von der Landwirtschaft geprägt, und größere Ansiedlungen sind weit entfernt. Um so überraschender ist es, wenn man plötzlich im Gelände eine fast zugewachsene Eisenbahntrasse entdeckt, die auf eine Anhöhe zuläuft. Beim genauen Hinsehen sind mehrere dunkelgrüne Stahlkuppeln zu erkennen, die aus dem kargen Heideboden ragen.

Restlos erstaunt ist der Besucher, wenn er von diesem „Panzerwerk" aus in den Untergrund steigt. Über ein gewaltiges unterirdisches Treppenhaus kommt man in einer Tiefe von 10 -30 Metern in ein System kleiner und großer Tunnel. Durch einen kleinen Tunnel kann eine Gruppe Soldaten marschieren oder eine Lorenbahn fahren, durch die großen ein Militär-Lkw. Das Bunkersystem verband über eine Strekke von 70 Kilometern weit über 100 Abwehrstellungen. Alle Tunnel zusammen sollen eine Länge von mehr als 200 Kilometer haben.

Die Anlagen sind gut erhalten, kein Wasser, kein Unrat. Darüber hinaus befanden sich unter der Erde Kasernen für Tausende von Soldaten und sogar ein Lazarett.



Posener Ansichten: *Das von einer Bamberger Familie erbaute erste technische Kaufhaus und stolze Bürgerhäuser am Markt*

Fotos: Zempel (o.)/ Harasym (u.)

Der Bau des „Ostwalls" begann Ende der 20er Jahre. Er sollte Berlin schützen, denn infolge des Versailler Vertrages war die Ostgrenze bedrohlich nähergerückt. Ihre Verteidigungsaufgabe konnte die Anlage indessen nie erfüllen. Als am Ende des Zweiten Weltkrieges die Sowjets heranrückten, fanden sie die dazugehörigen Pläne bei Zielenzip in einem stehengebliebenen SS-Kommandofahrzeug.

Das Posener Gebiet weist gewisse Ähnlichkeiten zu Niedersachsen auf. Flachland, Grenzertragsböden und Flußniederungen prägen weite Teile der Agrarwirtschaft. Aus diesem Grund war der Hopfen- und Weidenanbau vor 1939 ein wesentlicher Zweig der Landwirtschaft.

Im Zeitalter des Plastikbehälter hat die Korbweidenwirtschaft nur noch marginale Bedeutung, vor allem für den Tourismus und den Export. Ein nicht unbeachtlicher Teil der in Deutschland vermarkteten Korbwaren kommt heute aus Polen, möglicherweise aus der Gegend von Neutomischel. Hier gibt es auch ein Hopfen- und Korbweidenmuseum zu besichtigen.

Hopfenanbau wird noch immer betrieben. Der polnische Hopfenbauer Tadeusz Klimek zeigt uns seinen ca. 50 ha großen Betrieb mit 5 ha Hopfen. Auch er arbeitet mittlerweile weitgehend mit Maschinen. Die Beschaffung von neuen Maschinen und Ersatzteilen ist heute kein Verteilungsproblem mehr, wohl aber ein Finanzierungsproblem. Die polnische Landwirtschaft erhält nur wenige Subvention und muß sich im eigenen Land gegen billige Hopfenimporte u. a. aus Deutschland wehren.

Daß es dennoch gelingt, Teile des polnischen Hopfens zu exportieren (vor allem nach Japan!), gehört zu den Wundern der Globalisierung, an die wir schon gewöhnt sind, ohne sie zu verstehen. Insofern haben wir den Polen etwas voraus: Sie verstehen diese Entwicklung natürlich auch nicht, aber sie haben sich noch nicht daran gewöhnt. ■

Blick nach Osten

Bürgerlicher Wahlsieg

Preßburg – Die slowakischen Wahlen am 20./21. September endeten mit einem noch vor kurzem kaum erwarteten Erfolg für die Mitte-Rechts-Parteien. Der amtierende Ministerpräsident Mikulas Dzurinda kann mit einer Mehrheit von 78 der 150 Sitze im Preßburger Nationalparlament seine Regierung fortsetzen. Seine eigene Slowakische Christliche und Demokratische Union (SDKU) erreichte 15,1 Prozent der Stimmen, die Partei der ungarischen Koalition (SMK) kam auf 11,2 Prozent, die national-konservative Christlich-demokratische Bewegung (KDH) auf 8,2 Prozent, und die erst vor etwa einem Jahr vom Medienunternehmer Pavol Rusko gegründete liberale Allianz des neuen Bürgers (ANO) konnte 8,0 Prozent für sich verbuchen. Stärkste Kraft wurde mit 19,5 Prozent die linksgerichtete Bewegung für eine demokratische Slowakei (HZDS) des früheren Ministerpräsidenten Meciar. Die linkspopulistische Partei Smer kam auf enttäuschende 13,5 Prozent. Dem Wahldebakel des von 16,7 auf 1,4 Prozent abgestürzten bisherigen Koalitionsmitglieds Demokratische Linke (SDL) steht ein Überraschungserfolg der Kommunisten mit 6,3 Prozent gegenüber. Zwei getrennt angetretene Formationen der weit rechts stehenden Slowakischen Nationalpartei (SNS) verfehlten die 5-Prozent-Hürde.

Handelskammer eröffnet

Bukarest – Am 5. September wurde in Bukarest die rumänisch-deutsche Handelskammer eröffnet. Die Kammer soll die Wirtschaftsbeziehungen zwischen beiden Staaten fördern und Betriebsgründungen und Investitionen im jeweiligen Partnerland unterstützen. An der Einweihung nahmen der rumänische Ministerpräsident Adrian Nastase, Bundeswirtschaftsminister Werner Müller sowie der deutsche Bürgermeister von Hermannstadt (Sibiu), Klaus Johannis, teil.

Kroatischer Dank

Zagreb – Einen kostenlosen Urlaub in Istrien verbrachten zwischen dem 14. und 21. September 450 sächsische Schüler aus den Hochwassergebieten. Sie waren Gast des von kroatischen Firmen und Privatleuten ins Leben gerufenen Projekts „Freundschaft ohne Grenzen". Mit der Einladung von insgesamt 2000 Personen, darunter 700 Deutschen und einigen hundert tschechischen Kindern aus der Region Prag und anderen flutgeschädigten Gebieten Böhmens, wollen die Organisatoren für die Unterstützung auf dem Weg Kroatiens in die Unabhängigkeit danken.

Gedenkstätte Lamsdorf

Lamsdorf – Der Gedenkfriedhof für die deutschen Opfer des Nachkriegslagers im oberschlesischen Lamsdorf ist am 16. September offiziell eingeweiht worden. Die Liste der gesicherten Todesopfer des polnischen Lagerterrors umfaßt 1137 Personen, deren Namen auf Steinplatten festgehalten sind.

Oppeln: Streit im DFK

Kreuzburg – Der unter den Oberschlesiern beliebte Kreuzburger Unternehmer und Aktivist der Deutschen Freundschaftskreise (DFKs) Hubert Beier sagte sich von der als korrupt kritisierten DFK-Führung um Heinrich Kroll los. Wie die Zeitung *Unser Oberschlesien* berichtete, hat sich Beier überraschend zu einer Kandidatur für die oberschlesische Autonomiebewegung (RAS) in der Wojewodschaft Oppeln bereit erklärt. Bei den Kommunal- und Sejmikwahlen am 27. Oktober tritt die RAS, deren Hochburgen bislang eindeutig in Ostoberschlesien lagen, erstmals in der gesamten Region an. Manche Beobachter sehen in den Autonomisten die kommende politische Kraft in Oberschlesien.

Kameradschaftsbund Fallschirmpanzerkorps:

Die wohl letzte Reise

Der Bund gedachte in Trakehnen der gefallenen Kameraden

Der Kameradschaftsbund Fallschirmpanzerkorps hat in diesem Sommer eine Fahrt nach Ostpreußen durchgeführt, wobei Insterburg Standquartier war. Ein Höhepunkt der Veranstaltungen im Raum Insterburg–Königsberg war neben der Einweihung des deutschen Soldatenfriedhofes in Heiligenbeil (s. Folge 33) die Feier am Ehrenmal in Trakehnen.

Hatten an der Fahrt nach Trakehnen im August des vorletzten Jahres noch rund ein Dutzend überlebende Veteranen teilgenommen, so waren es dieses Mal nur noch zwei alte Soldaten, die im Fallschirmpanzerkorps im Raum Trakehnen gekämpft haben. Der eine Veteran war der Fahnenjunker, Unteroffizier und Zugführer Wilfried Seide. Der am 11. November 1944 auf dem Friedhof in Jonasthal in der Nähe von Trakehnen Verwundete berichtet, daß die Soldaten auf dem Gottesacker ihre Unterstände mit Grabplatten und Gedenksteinen abgedeckt hatten, um dem Feuer der russischen Artillerie zu entgehen. Der zweite Veteran war der Gefreite Hans Arthur Werner, der am 16. Oktober 1944 an der Pissa-Brücke in Trakehnen eine Kopfverletzung erhielt. Schwer verwundet landete er zusammen mit einem ebenfalls verwundeten Russen im Lazarett. Vier weitere Mitglieder des Kameradschaftsbundes und sonstige Interessenten waren die übrigen Reiseteilnehmer.

Die Hinfahrt nach Ostpreußen erfolgte mit Übernachtung in Gotenhafen über den Grenzübergang Braunsberg/Heiligenbeil. Stammquartier war in Insterburg das Hotel „Zum Bären". Auf der polnisch verwalteten Seite mußte die Gruppe rund drei Stunden warten, die Russen fertigten sie hingegen zügig ab. In Insterburg wurden die Gäste aus der Bundesrepublik am Eingang des Hotels mit Brot und Salz empfangen. Die Eingangshalle war mit der russischen, der ostpreußischen und der deutschen Flagge geschmückt. Das verbreitete einen ausgesprochenen „Stallgeruch". Alte Stiche aus Insterburg zierten die Wände, im Speisesaal hingen die Bilder von Friedrich dem Großen und der Königin Luise. Schautafeln unterrichteten die Besucher über den Auf- und Niedergang des Königreiches Preußen. Unterkunft und Verpflegung fanden allgemeine Anerkennung.

Insterburg weist noch einige alte historische Bauten auf. Erschütternd der Anblick der Namenstafeln auf dem deutschen Soldatenfriedhof – eine Gedenkstätte des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Die Feierlichkeiten in Trakehnen waren vom Kameradschaftsbund sorgfältig vorbereitet worden. Alexander Rak, Geschäftsführer der Firma Basis, Trakehnen, hatte als Gewährsmann entsprechende Vorarbeiten geleistet. Die Russen hatten durch die Armee Zelte aufgerichtet, vor dem Café Elch wehten die Flaggen der Russischen Föderation und der Bundesrepublik Deutschland. Nach einem Mittagessen in diesem Café, das von Rußlanddeutschen betrieben wird, legte der Kameradschaftsbund vor dem russischen Ehrenmal einen Kranz nieder. Die russische Militärkapelle spielte einen Trauermarsch, zahlreiche alte russische Veteranen – ordengeschmückt – waren anwesend. Ein Ehrenzug der Armee schoß Salut.

Die Deutschen wurden überall freundlich empfangen, offensichtlich hatte niemand etwas gegen sie.

Bei der anschließenden Feier am Gedenkstein für die gefallenen Kameraden des Fallschirmpanzerkorps war die russische Seite durch ihre Administration vertreten. Außerdem waren mehrere Fernseh- und Rundfunkreporter zugegen. Anwesend waren auch der Vorsitzende des russischen Veteranenverbandes, der russische Landrat der Rayonverwaltung aus Ebenrode und eine Abordnung aus der russischen Garnison in Gumbinnen. Aus ihren Ansprachen entnahm man die sachliche Feststellung, daß auch die deutschen Soldaten für ihre Heimat gekämpft hätten. Ergreifend die vom russischen Musikkorps gespielten Weisen vom „guten Kameraden" und „Ich bete an die Macht der Liebe" sowie „Nun danket alle Gott".

Der russisch-orthodoxe Pope und Pfarrer Barthke von der evangelischen Salzburger Kirche in Gumbinnen hielten Andachten und baten um den Frieden in der Welt. Wilfried Seide vom Kameradschaftsbund gedachte am Gedenkstein der gefallenen Kameraden und bedankte sich bei der russischen Administration für die Mitwirkung am Gelingen dieser Feier.

Russen und Deutsche stellten bei dieser Feier fest, daß nunmehr ihre Soldaten zusammen an den Brennpunkten der Welt eingesetzt würden, um den Weltfrieden zu bewahren. Bei den anschließenden Kranzniederlegungen – auch russische Veteranen legten einen Kranz nieder – gab Wilfried Seide der Hoffnung Ausdruck, daß auch die im Raum Trakehnen gefallenen deutschen Soldaten bald eine würdige Gedenkstätte als letztes Grab erhalten. Die in Trakehnen beerdigten gefallenen Soldaten sind bis heute noch nicht umgebettet worden. Die russische und die deutsche Nationalhymne beschlossen die Feierstunde. Danach wurden die rund 300 Gäste zum Essen in die von der Armee aufgebauten Zelte gebeten. Der obligatorische kaukasische Hirtenspieß wurde von Soldaten der Armee gegrillt, Kascha und belegte Brote standen zusammen mit allerlei Getränken (wobei natürlich Wodka nicht fehlen durfte) auf den repräsentativ dekorierten Tischen.

Sowohl die russischen Einwohner von Trakehnen als auch die Armee waren vom Kameradschaftsbund eingeladen worden.

Danach begann ein buntes Folkloreprogramm, russische Kinder trugen gekonnt ihre Lieder vor, aber auch deutsche Volkslieder. Ein kleiner russischer Junge sang das Lied „Hänschen klein ...". Der sehr gelungene Volkstanz der deutschen Schule in Trakehnen erhielt viel Beifall. Im Café Elch begrüßten die beiden Vertreter des Kameradschaftsbundes, Seide und Michel, die Vertreter der Administration und der Armee, darunter den Divisionskommandeur der Panzergrenadier-Division Gumbinnen, die Musikkorps und Soldaten für diese Feier abgestellt hatte.

Welche Bedeutung man russischerseits diesem Ereignis beigemessen hatte, wurde daran deutlich, daß beide russische Fernsehanstalten aus Moskau anwesend waren. Auch war die Regierungszeitung *Iswestija* mit einem Reporter vor Ort.

Seide und Michel wurden ausgiebig interviewt. Es wurde nicht nur nach den Ereignissen 1944/45 gefragt, vielmehr war man stark daran interessiert, wie die Deutschen die Entwicklung im Königsberger Gebiet beurteilen, wenn denn dann Polen und Litauen der EU angehören.

In Trakehnen sind die Spuren des letzten Krieges noch nicht beseitigt. Ein Großteil der Gebäude zerfällt. Lediglich das Landstallmeisterhaus mit der Eingangspforte ist renoviert – weiß angestrichen – worden. Auf einer Gedenktafel für eine im Hintergrund gepflanzte alte kapitale Eiche stand „von Lehndorff". Die Neubauten der Agnes-Miegel-Siedlung stechen ins Auge, sie sind mit deutschen Spenden errichtet worden.

Mit Wehmut bleibt festzustellen, daß es wohl die letzte Reise des Kameradschaftsbundes ins nördliche Ostpreußen war, denn altersbedingt wird sich wohl kaum noch einmal eine Reisegruppe zusammenfinden.

Bernd Dauskardt



Ehrenbezeugung: *Deutsche und Russen vor dem Gedenkstein in Trakehnen*



Folklore: *Sie bildete nach der feierlichen Kranzniederlegung am Stein unter dem Baum einen festen Programmpunkt* Fotos (2): Dauskardt

Neue Linie

Zwischen Rauschen und Cranz gibt es seit Mitte letzten Monats eine Schienenbuslinie, die regelmäßig zwischen beiden Orten verkehrt. Der der Elektritschka ähnelnde Schienenbus besteht aus nur einem Waggon und bietet Platz für 78 Fahrgäste. Die Fahrkarten sind etwas teurer als die für die Elektritschka, dafür wird jedoch neben gemütlichen Sitzen bald auch ein Fernseher an Bord sein. Der Betreiber, die Königsberger Eisenbahn, setzt ganz auf Komfort für die Reisenden. Der Eisenbahnwaggon ist so konstruiert, daß er notfalls auch auf der Straße fahren könnte. Er erreicht eine Geschwindigkeit von bis zu 100 Stundenkilometern und soll nur wenig Dieseltreibstoff verbrauchen. Bislang ist der Betrieb des Schienenbusses allerdings nur als Test anzusehen.

Es gibt noch zwei weitere Fahrzeuge dieses Typs, die in Rußland eingesetzt werden. Bis zum Ende der Kursaison soll die Strecke Cranz–Rauschen zweimal täglich befahren werden. Wenn das Experiment sich auszahlt, sollen weitere Schienenbusse zur Bedienung weniger befahrener Strecken zum Einsatz kommen, auf denen der normale Zugverkehr sich nicht mehr lohnt, weil der Dieselverbrauch für eine Elektritschka zu hoch wäre. **MRK**

Arzt geehrt

Hans Wiehler, Arzt für Neurologie und Psychatrie und gebürtiger Königsberger, ist vom „Kaliningrader Regionalen Friedensfonds" mit dessen Goldmedaille ausgezeichnet worden. Die Ehrung erfolgte auf einem medizinischen Seminar in der Narkologischen Klinik Königsbergs über „Drogenkrankheiten und ihre Begleitkrankheiten". Wiehler hat seit 1993 fünf ärztliche Fortbildungskurse für Russen in der ostpreußischen Hauptstadt veranstaltet und gut 30 Ärzte der Memelmetropole zu ihrer Weiterbildung in seinen Wohnort Hannover vermittelt.

Die Kämpfe 1944/45

Das Fallschirmpanzerkorps und Ostpreußen

Die Geschichte des Fallschirmpanzerkorps ist mit jener der deutschen Provinz Ostpreußen eng verwoben. So deckte das Korps mit seinen zwei Divisionen, der Fallschirmpanzer-Division 1 HG und der Fallschirmpanzergrenadier-Division 2 HG, ab Herbst 1944 den Bereich zwischen Insterburg und Gumbinnen ab. Beim Angriff auf Ostpreußen war die Übermacht der Roten Armee erdrückend. Fünf russischen Armeen standen deutscherseits nur elf Infanterie-Divisionen, zweieinhalb Panzer-Divisionen und zwei Kavallerie-Brigaden gegenüber.

Verhängnisvoll wirkte sich auf deutscher Seite die Herausnahme der Fallschirmpanzerdivision 1 und des Panzerkorps Großdeutschland Mitte Januar 1945 aus. Der russische Angriff am 16. Oktober 1944 mit Vorstoß über Großwaltersdorf nach Nemmersdorf – 19./22. Oktober 1944 – konnte noch einmal aufgefangen werden. Danach verlief die Hauptkampflinie nach Abschluß der Kämpfe ungefähr auf der Linie Goldap – Großwaltersdorf – Grünweiden – Schloßberg. Der unmittelbare Gegner des Fallschirmpanzerkorps war die 11. Garde-Armee der Russen.

Zwischen Ebenrode, Trakehnen, Weidengrund und Großwaltersdorf bestand ein durchlaufendes Grabensystem, das deutscherseits ständig besetzt war. Um Trakehnen wurde erbittert gekämpft, es ging allerdings am 24. Oktober 1944 verloren. Der Gefechtsstand der Fallschirmpanzer-Division 1 befand sich zuerst in Trakehnen, wurde aber nach dem Verlust des Ortes nach Jonasthal verlegt.

Hierzu berichtet der ehemalige Gefreite Hans Arthur Werner, daß nach schweren Kämpfen im Raum Trakehnen die Russen an der Pissa zum Stehen gebracht wurden. Am 20. Oktober 1944 und 30. November 1944 wurde dem Hauptmann Werner Stuchlik und dem Gefreiten Konrad Steets vom Fallschirmpanzergrenadierregiment 2, II. Bataillon, wegen besonderer Tapferkeit vor dem Feind das Ritterkreuz verliehen.

Am 13. Januar 1945 durchbrachen die Russen in einer Großoffensive die Hauptkampflinie. Die Soldaten des Fallschirmpanzerkorps wurden unaufhaltsam in den Kessel von Heiligenbeil zurückgedrängt. Nur wenige Soldaten überlebten das Inferno. **B. D.**

Insel der vertriebenen Seelen

Neuer Roman betrachtet Vertreibung und ihre Folgen von innen



Dieser Roman des Dresdner Schriftstellers Jörg Bernig, Jahrgang 1964, ist eine der wichtigsten Neuerscheinungen des Jahres. Er spielt im Spätsommer 1946 im Sudetenland. Die deutschen Dörfer sind systematisch leergeräumt worden – „ethnisch gesäubert", sagt man heute – von den berüchtigten „Revolutionsgarden", paramilitärischen, aus zweifelhaften Elementen zusammengesetzten Banden, die das Macht- und Gesetzesvakuum nutzen und ihre gewalttätigen Instinkte ausleben.

Schauplatz ist ein entlegener Ort an der deutsch-tschechischen Grenze. An diesem noch unentdeckten Punkt haben sich Flüchtlinge unterschiedlicher Herkunft zusammengefunden: Da ist die junge Theres, eine Deutsche, deren Vater nach dem Anschluß des Sudetenlandes an der Enteignung von Tschechen mitgewirkt hat. Der Vater wurde im Mai 1945 umgebracht, sie selber mißhandelt, ihre Mutter ist verschollen. Zuflucht gefunden haben eine Witwe und ihr scheinbar debiler Sohn. Ihr gänzlich unpolitischer Mann ist von Gardisten aus einem Flüchtlingstreck wahllos herausgegriffen und zu Tode gequält worden. Zwei junge Tschechen, Freunde, die aus Gewissensgründen von der Revolutionsgarde desertiert sind, komplettieren die Notgemeinschaft.

Auf der Flucht vor Terror und kumulierendem Massenwahn bilden sie eine kleine, solidarische, binationale Welt, in der die ethischen Gesetze, die draußen außer Kraft sind, noch immer – oder schon wieder – wirken. Der Welt für einen Augenblick enthoben, leben sie in einer existentiellen Grenzsituation, in „Niemandszeit", an „Niemandsort". Ihr Grundgefühl aber ist die Angst, daß ihre Zeit nur gestundet ist und der Jagdinstinkt der Garden ihr ein Ende setzen wird.

Es gibt eine Fülle von literarischen Werken, die das Vertreibungsthema aufgegriffen haben, doch handelt es sich zumeist, gattungsgeschichtlich gesprochen, um Reportagen, die sich auf die Beschreibung der äußeren Vorgänge beschränken und im Moment des Abschieds und Verlusts enden. Sie beeindrucken durch die schiere Wucht der geschilderten Ereignisse, doch an eben dieser Wucht scheitern auch ihre Erklärungsversuche. Insofern bedeutet Jörg Bernigs Roman eine Premiere. Er setzt die Geschehnisse weitgehend voraus beziehungsweise beschränkt sich darauf, sie anzudeuten. Wichtiger ist es ihm, ihre verschiedenen Bedeutungen zu erfassen. Was zum Beispiel geschieht mit Menschen, die von einem Moment auf den anderen heimatlos werden, denen mit dem Argument des historischen und moralischen Rechts außer ihrer juristischen auch jede private Schutzhülle genommen wird? Bernig beschreibt die Innenseite eines millionenfach erlebten deutschen – und nicht nur deutschen – Traumas.

Die Fabel ist so angelegt, daß in ihrem Zentrum keine nationalen Konfrontationen stehen. Das Handeln des Menschen wird eben nicht zwingend von seiner Herkunft und dem äußeren Rahmen, in den er gerade gestellt ist, determiniert. Es gibt Freiräume, welche die Möglichkeit der individuellen Entscheidung eröffnen. Darin liegt die Hoffnung für das menschliche Zusammenleben. Aber: Ist erst ein bestimmter Grenzwert an Unrecht überschritten, dann brechen die Dämme, dann ist es unter dem kollektiven Druck für den einzelnen lebensgefährlich, sich dem Gewaltsog zu entziehen und bei der Beurteilung des Anderen jenen feinen Unterscheidungen Geltung zu verschaffen, die im zivilisierten Leben unerläßlich sind. In solchen Situationen, in denen der Rausch der Allmacht und das Gefühl völliger Machtlosigkeit sich verschränken, verfehlen die Menschen sich gleichermaßen. Sie sind unlebbar und eigentlich unaussprechbar, man darf sie gar nicht erst zulassen.

Nur ein einziges Werk der deutschen Gegenwartsliteratur bietet sich zum Vergleich an: Hans-Ulrich Treichels Erzählung „Der Verlorene", die aber erst rückblickend, aus der Perspektive des nachgeborenen Sohnes, erzählt wird. Noch deutlicher sind die Parallelen zu dem Roman „Tod in Danzig" des polnischen Schriftstellers Stefan Chwins oder den Erzählungen seines Landsmanns Pawel Huelle.

Doch was wäre das kluge Konzept eines Autors, wenn er nicht das schriftstellerische Handwerk dazu hätte? „Niemandszeit" ist kein Debüt, denn Bernig hat schon einen Gedichtband, „Winterkinder", und einen psychologisierenden Roman, „Dahinter die Stille", veröffentlicht. Beide haben zwar nicht viel Aufmerksamkeit gefunden, als Vorübungen zu diesem Roman haben sie jedenfalls ihren Zweck erfüllt. Bernig arbeitet mit Vor- und Rückblenden, der Leser weiß von Anfang an mehr als die Figuren. Durch diesen Kunstgriff verlegt der Autor die Spannung nach innen. Der Erzählfluß wird durch rhetorische Fragen unterbrochen, die Sätze sind oft kurz, abrupt, als müsse das Ungeheuerliche sich erst seinen Ausdruck suchen.

Die gestundete Zeit taucht in der Person des Thomas Andel („Engel") auf, einem jungen Tschechen, der mit Theres ein Verhältnis hatte, aber von ihrem Vater denunziert und zur Zwangsarbeit verschleppt wurde. Er sucht Theres, um ihr das schreckliche Schicksal der anderen Deutschen zu ersparen, und betätigt sich deshalb als Spürhund der Garden. Er wächst langsam in die Rolle eines sanften, gefürchteten Todesengels hinein und führt, gegen seine Absicht, die endgültige Katastrophe herbei.

Zu monieren ist eine einzige Stelle, an der raunend-tiefgründelnd gefragt wird: „Und woher nahmen die Tschechen die Abscheu für die Deutschen, mit denen sie in einer Stadt lebten? Erscheint das wie aus dem Nichts, und von dem Augenblick an, da es vorhanden ist, ist es allen das Schon-immer-Dagewesene?" Ein Blick auf die Geschichte Böhmens, die Topographie Prags oder in die frühen Erzählungen Rilkes hätte einiges beantwortet. Das jahrhundertelange deutsch-tschechische Nebeneinander in Böhmen war einerseits fruchtbar, doch stets auch von Unterwerfungen, Komplexen und Ressentiments, von auftrumpfender Rechthaberei, Hochmut und Überwältigungsängsten gekennzeichnet. Die politische Hybris des 20. Jahrhunderts hat diese destruktiven Energien Oberhand gewinnen lassen.

Günter Grass hat mit seiner „Krebsgang"-Novelle, deren literaturpolitischer ihren literarischen Wert weit übertrifft, das Thema der Vertreibung der Deutschen endgültig hoffähig gemacht. Jörg Bernig zeigt nun, wie man ihm auch literarisch gerecht wird. **Thorsten Hinz**

Jörg Bernig: „Niemandszeit", Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, München 2002, 283 Seiten, 19,90 Euro

Spurensuche

Mit Archäologen an Grabungsstätten

Seit Stunden sitzt er im heißen Sand und fegt mit einem Handbesen die oberste Schicht des feinkörnigen Materials auf ein Kehrblech, kippt es dann in einen Eimer; wenn der voll ist, trägt er ihn weg zum Aussieben. Er tut dies mit einer Akribie, die eine schwäbische Hausfrau beim Frühjahrsputz an den Tag legt. Mit den großen Dünen in seinem Rücken könnte man den Eindruck bekommen, der Mann fegt die Wüste, Quadratmeter für Quadratmeter, ohne eine Ecke auszulassen." Liest man diese Zeilen, so möchte man glauben, daß die Rede von einem Menschen ist, der von allen guten Geistern verlassen ist, in Wirklichkeit wird aber nur der Arbeitsalltag des Archäologieprofessors Nicholas Conard beschrieben. Dieser sucht in der Wüste nach Funden der ersten modernen Menschen. Zugegeben eine Sisyphusarbeit, aber selbst der berühmte Namensgeber der ZDF-Reihe „Schliemanns Erben" ist nicht rein zufällig über Troja gestolpert.

Der dritte Band zur ZDF-Reihe befaßt sich mit archäologischen Entdeckungen im Sudan, frühen Hominiden-Funde in Ostafrika und Ausgrabungen im Himalaya. Die Autoren veranschaulichen den Arbeitsalltag und die Arbeitsbedingungen von Archäologen ausgewählter Grabungsstätten. Dabei gehen sie auf die Geschichte, Anekdoten und bisherige Forschungsergebnisse ein. Sie beschreiben Funde, vermitteln speziellles Wissen über die Grabungsorte und die Beschaffenheit der jeweiligen Regionen.



„Schliemanns Erben" ist zugleich Zeitreise und Abenteuerausflug in für uns lebensfeindliche Naturräume. Es ist eine Verquickung aus Informationen sowie Atmosphäre und ist ideal für jenen Leser, der unterhaltsam Wissen vermittelt bekommen will, ohne dabei ein zu hohes wissenschaftliches Niveau zu erwarten. **R. Bellano**

Gisela Graichen (Hrsg.): Schliemanns Erben – Von den Schwarzen Pharaonen zu den Herren der eisigen Höhen", Bastei Lübbe, Bergisch-Gladbach 2002, broschiert, 254 Seiten, viele Abb., 8,90 Euro

Gedanken über Ostpreußen

Briefroman erzählt Familiengeschichte während der Hitlerzeit




Mir ist es ein wichtiges Anliegen, einem hervorragenden, aber äußerlich unscheinbaren und wegen fehlender Werbung recht unbekannten Buch zu einer verdienten größeren Verbreitung zu verhelfen."

Diesen eben zitierten Brief erhielt die Redaktion des *Ostpreußenblattes / Preußische Allgemeine Zeitung* zusammen mit eben jenem hochgelobten Buch der Autorin Elfriede Schwindt-Redöhl und der Bitte um Erwähnung dieses Werkes in der Zeitung. Da wir Mitarbeiter der Redaktion ja die Bewahrung der Erinnerung an die ostpreußische Heimat zum Ziel haben, sind wir natürlich immer gewillt, schreibende Ostpreußen zu unterstützen. Dabei muß man jedoch bedenken, daß allein die Tatsache, daß ein Buch von einem Ostpreußen geschrieben wurde, kein Qualitätsmerkmal ist.

Die Begeisterung des eben Zitierten bezüglich des Buches seiner Landsmännin, die Verfasserin war Schülerin der Goldaper Kantschule, wird so nicht jeder in dem Maße teilen können. Die Autorin, die in Königsberg Deutsch, Geschichte, Englisch und Philosophie studiert hat und nach dem Krieg in Schleswig-Holstein als Oberstudienrätin tätig war, macht es dem Leser nicht gerade leicht. Das Problem ist hingegen nicht, wie bei ihrem Bildungsgrad zu erwarten, ein zu anspruchsvolles Niveau, sondern ihre Redseligkeit. Die Idee, ihre Erinnerungen und Gedanken über die Heimat in Briefform niederzuschreiben, ist an sich gut, doch leider verliert sie sich in unwichtigen Details und verwebt sich in einem Wust aus Gedanken, die zudem für den Leser nicht immer interessant sind.

Die Briefe aus den Jahren 1990 bis 1997 sind an ihren fünfzehn Jahre älteren, geliebten Patenonkel Julian gerichtet, der seit dem Verlust von Frau und Kindern während des Krieges 1945 im Kloster lebt. Briefe ihrer Mutter aus den Jahren 1920 bis 1927 an Julian unterstützen die Erinnerung an die ostpreußische Heimat. Zudem lockern sehr ansprechende Gedichte von Poeten wie Goethe, Kafka und v. Eichendorff die Brieffolge auf.

Bei allem guten Willen ist es mir nicht möglich, mich der Meinung des eingangs zitierten Freundes des Buches uneingeschränkt anzuschließen, da der Eindruck entsteht, daß die Autorin nicht so recht wußte, wo sie ihren Schwerpunkt setzen soll. So ist das Buch eine halbherzige Mischung aus Biographie, Heimatbeschreibung, geschichtlicher Nachbetrachtung, persönlicher Beziehungsprobleme und philosophischer Sinnsuche geworden. Schade! **R. Bellano**

***Elfriede Schwindt-Redöhl: „Briefe an Julian – Erlebte Geschichte des 20. Jahrhunderts, erzählt von einer Ostpreußin"**, Frieling, Berlin 1999, broschiert, 400 Seiten, 16,40 Euro*

Entwurzelt

Von Renate Dopatka

Ein paar Wochen nach der Beisetzung meines Vaters sah ich sie das erste Mal: die zierliche ältere Frau, die in so kummervoller Haltung vor dem Grab irgendeines Angehörigen stand.

Warum sie mir auffiel, weiß ich selbst nicht so genau. Denn gerade auf diesem Abschnitt des Friedhofs, einem neu angelegten und mittlerweile fast vollständig belegten Gräberfeld, herrschte eigentlich zu jeder Tageszeit stetes Kommen und Gehen. Wer noch keinen fertig bepflanzten Erdhügel zu wässern und zu harken hatte, der stand in stummer Andacht vor den welkenden Kränzen und Blumengebinden, welche die letzte Ruhestätte des Verstorbenen markierten.

Ob echt oder vorgetäuscht – einen stillen, in sich gekehrten Eindruck machte fast jeder dieser Besucher. Kummervoll dazustehen war zumindest an diesem Ort also etwas ganz Normales. Und doch erregte jene ganz in Schwarz gekleidete kleine Frau meine besondere Aufmerksamkeit. Vielleicht war es die Aura völliger Halt- und Ziellosigkeit, die sie umgab. So warm die Sonne auch auf uns hinunterschien und der Gesang der Vögel und die flirrendgrüne Pracht alter Bäume jeden Schmerz ein wenig die Spitze nahm – am Ausdruck der Frau änderte sich nichts. Für sie schien es keinen Trost zu geben ...

Als ich wieder einmal Vaters Grab besuchte, um die Pflanzschale mit Wasser zu versorgen, bemerkte ich, daß sie zu mir hinübersah. Scheu und Zögern lagen in ihrem Blick und so machte ich den Anfang und nickte ihr mit einem, wie ich meinte, freundlich-aufmunternden Lächeln zu.

Schüchtern erwiderte sie den Gruß. Im Glauben, sie wolle nun weiter stille Zwiesprache mit ihrem Verstorbenen führen, vertiefte ich mich wieder ins Zupfen welker Blütenblättchen. Zu meiner Überraschung kam die Frau jedoch zaghaften Schrittes auf mich zu.

„Es ist so traurig, nicht?"

Dies waren ihre ersten Worte. Sie sprach mit leichtem östlichen Akzent, was natürlich sofort mein Interesse weckte.

Zunächst unterhielten wir uns ganz allgemein über die Vergänglichkeit jedes Menschenlebens, über die Trockenheit der letzten Tage, die regelmäßiges Gießen erforderlich machte, bevor ich dann beiläufig die Bemerkung einfließen ließ, daß sie wohl noch nicht allzu lange in unserer Stadt lebe.

„Hört man das?"

Sie schaute mich groß an, suchte aber gleichzeitig nach ihrem Taschentuch, das sie sich dann hastig an die Augen hielt.

Sie weinte. Weinte wie ein Mensch, der in seinen Grundfesten erschüttert wurde und keine Hoffnung mehr für sich sieht, sein seelisches Gleichgewicht jemals wiederzuerlangen.

Nach und nach erfuhr ich dann ihre Lebensgeschichte.

Geboren im Kreis Allenstein, war sie in den siebziger Jahren als Spätaussiedlerin hierhergekommen. Ihr Mann, ein Tischlermeister, den sie noch während des Krieges geheiratet hatte, war zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben. Nicht so sehr für sich selbst, aber für Sohn und Tochter erhoffte sie sich hier, im Westen, ein neues, besseres Leben ...

Ich ersparte ihr die Frage, ob sie denn nun wirklich heimisch geworden war. Ich brauchte sie ja nur anzusehen, brauchte nur in ihrem müden, leeren Gesicht zu lesen, um zu wissen, daß sie eine Fremde im eigenen Land geblieben war.

Die Sehnsucht nach der Heimat wog schwer. Ein Teil ihrerselbst hatte sie dort zurückgelassen und das, was ihr noch an Lebensenergie geblieben war, schien nun von der Trauer um den verstorbenen Sohn aufgezehrt zu werden.

Es war ihr Wunsch, mir sein Grab zu zeigen. Stumm vor Tränen, deutete sie auf den Stein, in den sein Name und Alter eingemeißelt waren. Ja, es war wirklich traurig. Ich dachte an Vater. Er hatte auf ein erfülltes Leben zurückblicken dürfen. Hier aber lag ein noch relativ junger Mensch begraben. Und das machte die Sache so bitter.

„Er starb ganz leise, ganz plötzlich", flüsterte seine Mutter mit erstickter Stimme. „Herzversagen, meinte der Arzt. Aber wie kann das Herz versagen? Was hat es krank gemacht?"

Ich wußte keine Antwort darauf. Vielleicht ist seine Seele krank gewesen, zog es mir später auf dem Nachhauseweg durch den Kopf ...

In den nächsten Tagen änderte sich das Wetter. Es wurde deutlich kühler, Nieselregen setzte ein, der alles in graue Schleier hüllte. Auf dem Friedhof ließen sich jetzt nur wenige Menschen blicken. Als ich an einem tristen Montagvormittag eine kurze Regenpause nutzte, um auf Vaters Grab nach dem Rechten zu sehen, glaubte ich schon die einzige Besucherin zu sein.

Doch dann entdeckte ich sie: die kleine, dunkle Gestalt, die – zwei Reihen von Vater entfernt – einsam und verloren dastand.

Ich hielt unwillkürlich inne. Trotz der unfreundlichen Witterung hatte sie sich zum Grab des Sohnes aufgemacht. Und wie so oft, würde sie auch diesmal ungetröstet nach Hause gehen. Allein gelassen mit der Frage nach dem Warum.

Plötzlich empfand ich tiefes Mitleid mit dieser Frau, die nicht mehr wußte, wovon sich ihre Seele nähren sollte.

So wie ein entwurzelter Baum schutzlos Wind und Wetter ausgeliefert ist, so besaß auch sie nichts mehr, woraus sie Kraft schöpfen konnte. Kraft, um die Wechselfälle des Lebens ertragen zu können ... ■



Thea Weber: *Weites Land (Aquarell)*

Grüße aus der Vergangenheit

Von Gabriele Lins

Das Aufräumen von Schränken oder Schubladen mag ich nicht besonders, doch heute ist das ganz anders, denn in der hintersten Ecke meines Schrankes finde ich ein Kästchen mit vergilbten Briefen und bunten Postkarten. Neugierig überfliege ich einige und bin betroffen; da liegen ja wahre Schätze vor mir!

Nun ist mir das Aufräumen egal, ich lasse alles stehen und liegen und vertiefe mich in die Zeilen der Menschen, die damals an mich gedacht haben, ich sehe und höre nichts mehr, versinke in eine vergangene Zeit ...

Allein die verschiedenen Handschriften wären eine Fundgrube für Graphologen. Da ist ja die Schrift unserer Gruppenschwester Maria Cresina, klein und doch energisch. Kein Weihnachts- und Osterfest verging ohne ihre liebevollen Grüße. Ich sehe sie wieder vor mir, die kleine rundliche Nonne mit dem Grübchengesicht und den fröhlichen Augen. Sie brachte uns außer Gebeten auch Lebensweisheiten bei und über ihre mißglückten Witze muß ich heute noch lachen.

Und jetzt fällt mir ein Gruß von Max in die Hand, den ich aus meiner Kindergartenzeit her kenne, lange ist es her. Er verbrachte seinen Urlaub immer auf der Insel Elba und schickte mir jedes Jahr eine Karte von dort. Diesmal springt mir außer seiner Unterschrift eine zweite in die Augen; da steht doch wahrhaftig der Name „Millowitsch", der damals ein Haus auf der Insel hatte und Max manchmal auf dem Markt traf.

Die Karte mit Noten und ungarischem Text, die ich nun aus meinem Zauberkästchen ziehe, stammt von Lendyai Ferenc, einem begnadeten Geiger. In Gedanken sitze ich wieder im Csárdàslokal und höre seine Melodien. Er konnte aber auch auf einer Schnapsflasche spielen, die er vorher leergetrunken hatte. Man glaubt es kaum, aber „schwarzer Zigeuner" klang darauf genauso wunderbar wie auf seinem Instrument. Mit Ungarn verbinden mich die schönsten Erinnerungen: Vor meinen Augen dehnt sich wieder der schilfumwachsene Balaton; bunte Boote am Ufer – Wasser und Himmel – abends Bratwurstdüfte vom Grill – mondüberglänzte Wellen, Gitarrenklänge ... Da war meine Familie noch zusammen; jetzt sind die Kinder aus dem Haus.

Ich bin richtig süchtig nach weiteren Zeichen aus der Vergangenheit geworden.

Die Karte mit dem unendlich blauen Wasser stammt von Freundin Zlata aus dem früheren Jugoslawien. Sie war mit ihrer Familie aus ihrem Land geflohen und wir nahmen sie eine Weile bei uns auf. Doch als sie ihren Mann verlor, zog sie mit den kleinen Söhnen in eine andere Stadt, wo sie Arbeit bekommen hatte. Irgendwann wurden ihre Briefe spärlicher und blieben dann aus. Jahre später bekam ich ihre Todesanzeige. Zlata – ich lasse den Namen auf der Zunge zergehen – Zlata, die Goldene. Sie lachte so gern.

Ich blättere weiter in den Schätzen von damals und ziehe einen Brief meines Lehrers hervor, in dem er mich mitsamt der Familie zu sich einlädt. Herr Peppersack – wir nannten ihn liebevoll „Pfeffersäckchen" – hatte stets ein amüsiertes Lächeln in den Mundwinkeln. Wie hat er sich bemüht, mir die verhaßte Mathematik ein bißchen näherzubringen. In mein Abschlußzeugnis setzte er eine wohlwollende Vier hinter „Mathematik", und ich glaube, die hatte ich gar nicht verdient. Ob es solche Lehrer auch heute noch gibt?

Der Brief aus einem Kinderheim rührt mich auch noch nach so vielen Jahren; besonders sprechen mich die Zeilen der zehnjährigen Hildegard an: „Ich freue mir, wenn ich widder zu dich kommen darf!" Schwester Antone, die das Kind aus schwierigen Verhältnissen betreute, fügte hinzu: „Liebe Frau Zierl, ich bete für Sie!"

Ah, jetzt ein Weihnachtsgruß meiner besten Schulfreundin, aber der macht mir das Herz schwer. „Ich bin im vergangenen Jahr bestrahlt worden", schrieb sie in zitterigen Buchstaben, „es heilt so schlecht ..." Carola hatte vier Schwestern und wollte selbst eine große Familie gründen. Das hat sie nie geschafft. Sie starb mit fünfunddreißig Jahren. Wie traurig!

Wahllos ziehe ich einen weiteren Brief aus dem Kästchen. Der Brief eines Rentners aus der früheren DDR. Besuchte er seine Tochter, die auch heute noch zwei Häuser neben mir wohnt, sah er jedesmal kurz bei mir herein. Hier kann ich nun wieder schmunzeln, er schreibt: „Mein hundertster Geburtstag fällt auf den 1. April im Jahre 2002. Der guten Plätze wegen habe ich Ihr Kommen vornotiert. Hoffentlich ist unser altes Berlin bis dahin wieder so schön wie es einmal war. Aber bis dahin müssen sich die Menschen noch etwas ändern."

Die Letzte in der bunten Reihe ist die Karte meiner Klassenlehrerin. „Wir haben deine Verwandten getroffen", teilte sie mir aus Salzburg mit, „wie schade, daß du nicht dabei warst." Den Spitznamen ‚Pisa' – nach dem schiefen Turm – hatte sie ihrer Größe zu verdanken und ihrer leicht schrägen Haltung nach links. Wenn sie guter Laune war, sang sie uns etwas vor; die Schüler in der ersten Bank wußten, was kam und duckten sich schon vorher, denn Pisa versprühte freigebig ihren Speichel.

Auch später telefonierte ich manchmal mit ihr, um meine Sorgen loszuwerden. Wieder höre ich ihre tiefe Stimme am Telefon: „Kind, nimm's gelassen. Gott fügt es schon." Sie nannte mich immer noch liebevoll ‚Kind', obwohl ich schon Fünfzig war. Noch heute besuche ich ihr Grab, wenn ich in der Stadt bin. Vielleicht weiß sie es und freut sich darüber?

Schicksale in Briefen und Postkarten.

Schön, daß ich euch gekannt habe, denke ich wehmütig, weil mir plötzlich bewußt wird, daß diese Menschen alle nicht mehr leben. Mit jedem durfte ich ein Stück meines Weges gehen und jeder hat mir etwas von sich gegeben. Ich werde diese Grüße aus der Vergangenheit weiterhin sorgsam bewahren, denn sie sagen mir, daß einmal liebe Menschen an mich dachten. ■

Leere Muscheln

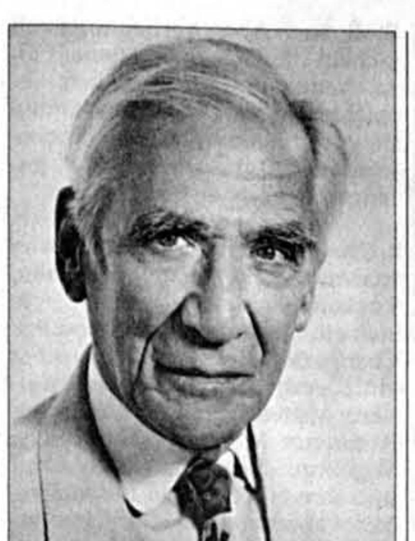
Von Konstantin Haase

Im Schweigen wird das Wort
schwer wie Stein.

In der Hoffnung schlägt die Silbe
ans geschlossene Tor.

Das Zerfallen ist wie Verwandlung,
es ist das Rauschen der Muscheln
im Wind, am Meer, am Ohr.

Das Ostpreußenblatt
Preußische Allgemeine Zeitung



Lukas Ammann: „Graf Yoster gibt sich die Ehre"
Foto: Zemann/Archiv kai-press

Glückwunsch

Lukas Ammann zum 90.

Lukas Ammann, Schweizer Schauspieler, wird am 29. September 90 Jahre alt. Dem breiten Publikum ist er hierzulande vor allem durch die Fernsehserie „Graf Yoster" bekannt geworden. Bevor Ammann nach 1945 auch beim deutschen Film Fuß faßte, spielte er bereits seit Ende der 30er Jahre Rollen in Schweizer Spielfilmen wie „Wachtmeister Studer" (1939) als Partner von Heinrich Gretler, „Verena Stadtler" (1940), „Bilder der Flieger" (1941) und „De Winzig simuliert" (1942). In den 60er und 70er Jahren agierte der Schauspieler in Streifen wie „Ferien vom Ich", „Ich war ihm hörig", „Zucker für den Mörder" sowie „Dällebach Karl" und „Klassezämekunft". In der TV-Operette von Franz Lehár „Der Zarewitsch" war Lukas Ammann als Ministerpräsident zu sehen. Der Mime lebt heute in Garching. **kai-press**

Ein Herz für Kinder

Großelterndienste helfen in schwierigen Situationen

Renate B. war wie ausgewechselt, als hätte sie ein Bad im Jungbrunnen genommen. Ihre Freunde und auch ihre ehemaligen Kollegen wunderten sich. Was war sie doch für ein Häufchen Elend gewesen, als es für sie hieß, in Rente zu gehen. Jahrzehntelang hatte sie ihr Leben auf die jeweilige Firma eingestellt, in der sie ihren Lebensunterhalt verdiente. Ein richtiges Steckenpferd hatte sie nicht. Woher sollte sie die Zeit dafür nehmen? Umso tiefer fiel die agile Frau in das berühmte „schwarze Loch" nach dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben, in das sonst nur Männer fallen.

Eine Familie hatte sie nicht zu versorgen, der Mann früh gestorben, die Kinder längst erwachsen und aus dem Haus. Ja, wenn sie Enkelkinder hätte, dann sähe die Welt wohl anders aus, so hatte Renate B. lange gedacht, um die könnte sie sich kümmern, mit ihnen spielen, Ausflüge unternehmen, Märchen erzählen, so wie ihre Großmutter es früher getan hatte. Wehmütig erinnerte sie sich an ihre eigene unbeschwerte Kindheit. Großchen war immer zur Stelle gewesen, wenn die Mutter keine Zeit hatte. Mit ihr konnte sie gut plachandern, mit ihr konnte sie lachen und singen. Ja, so manchen Streich hatten sie sogar miteinander ausgeheckt ...

Und dann war Renate B. plötzlich auf einen Artikel in ihrer Tageszeitung gestoßen. Großeltern gesucht! Nicht zu übersehen war diese Überschrift. Neugierig geworden, hatte sie sich schlau gemacht und erfahren, was sich hinter diesem Suchwunsch verbarg: ein Großelterndienst! Frauen und Männer, die ihre Kinder allein erziehen, Eltern, die beide berufstätig sein müssen (oder wollen), die Schichtarbeit leisten müssen, oder deren eigene Eltern weit entfernt wohnen, können Hilfe erhalten in der Kinderbetreuung durch einen solchen Großelterndienst.

Eine Idee breitete sich blitzartig im Kopf von Renate B. aus: Das war's! Wenn schon keine eigenen Enkel, dann vielleicht ein oder zwei Knirpse, die ihre Hilfe – und Liebe – dringend brauchten. Eine Telefonnummer war schnell herausgefunden und schon in den nächsten Tagen ein Termin abgemacht ...

Die Betreuung fremder Kinder hat Renate B. wieder Freude am Leben gegeben. Sie fühlt sich gebraucht, kann etwas Sinnvolles auch im Alter leisten und die schönste Belohnung ist für sie das Lachen der Kinder, wenn „ihre neue Oma" sie zum Spielen abholt.

In vielen größeren Städten gibt es heute einen Großelterndienst, so in Berlin (Ansbacherstraße 63, 10777 Berlin, Tel. 030/ 213 55 14), in Hannover (Burgstraße 8/10, 30159 Hannover, Tel. 0511/368 71 65), in Lingen (Stadtverwaltung Raum PO 4, 49808 Lingen, Tel. 0591/9144-392) und in Leipzig (Weinlingstraße 11, 04155 Leipzig, Tel. 0341/ 564 85 02). Dort findet man Informationen, wie man zu einer Wunsch-Oma werden kann. Gefragt sind Menschen zwischen 45 und 69 Jahren, die bereit sind ein- bis zweimal wöchentlich gegen eine Kostenerstattung von rund 4 Euro die Stunde Kinder zu betreuen – vom Baby bis zum 10jährigen. Die Großelterndienste informieren vor dem ersten Kennenlernen über die Kinder und deren Familie, auch bieten sie Weiterbildung an zum Thema Erziehung. Ein erstes Kennenlernen zwischen Wunsch-Oma und der Familie findet in den Räumen des Großelterndienstes statt. Später kann man die Beziehungen eigenständig gestalten und verabreden.

Ein Herz für Kinder, Zeit und viel Energie braucht man als Oma auf Zeit. Doch ist die so investierte Freizeit sinnvoll genutzt und beschert nicht nur den Kindern und ihren Eltern Freude. **Silke Osman**



Wenn Großmutter nicht wäre: *Kinderbetreuung im Alter beschert beiden Seiten viel Freude*
Foto: Archiv

Mit einer fröhlichen Weise

Tanzen und Singen hält Leib und Seele jung

Gut gelaunt, ja fast aufgekratzt, treffe ich die Senioren in der Turnhalle an. „Heute ist Kirchweih, nach der Turnstunde gehen wir ein Viertele trinken", tönt es mir entgegen. „Gut! Ich bin dabei", gebe ich zur Antwort.

Wenn schon Kirchweih, dann auch Kirchweihtanz, denke ich mir, lege eine flotte Marschmusik in den CD-Spieler ein und rufe zur Polonäse auf. Wer nur einigermaßen auf die Füße kann, geht, wenn auch humpelnd, auf die Tanzfläche und will dabei sein.

Fröhlich den Liedtext mitsingend, ziehen wir unsere Figuren durch die Halle. Bei den anschließenden Folkloretänzen werden die Reihen schon lichter. Einige Unentwegte tanzen begeistert, bis ich den Schlußtanz ansage. Da für heute keinerlei Interesse an der Gymnastik mehr besteht, beschließen wir die Turnstunde, um im benachbarten Gasthaus weiter zu feiern.

Dort sind bereits die Tische für die Gruppe reserviert. Gutes Essen und Trinken gehört seit altersher zur Kirchweih dazu, das gilt in Seniorenkreisen auch heute noch, und natürlich auch eine flotte Musik. Unser bewährter Zieharmonikaspieler wartet nur auf unsere Aufforderung und spielt vertraute Volksweisen, die fröhlich mitgesungen werden. Bald werden auch alte, fast vergessene Lieder, die man in jungen Jahren bei der Arbeit und der knappen Freizeit gesungen hat, angestimmt. Doch hier hapert es mit den Texten. Der Ortsvorsteher, der sich gerne zu den Senioren gesellt, verläßt daraufhin die Gaststube und kommt nach kurzer Zeit mit einem Stapel selbstgefertigter Liedmappen zurück. Seit einiger Zeit hat er sich darauf verlegt, Texte zu sammeln, die vor mehr als einem halben Jahrhundert zum allgemeinen Liedgut gehörten, und die heute in keinem Liederbuch mehr zu finden sind.

Nun drehen die alten Herrschaften so richtig auf. Ein jeder Liedwunsch wird erfüllt, gekonnt vom Zieharmonikaspiel begleitet. Neu hinzugekommene Gäste lauschen verwundert dem Gesang der munteren Schar. Doch bald singen auch sie eifrig mit und staunen über die von Herzen kommende Fröhlichkeit der Alten. Dabei hatte eine jede der Anwesenden, meist sind es ja Frauen, ein mit schweren Schicksalsschlägen und harter Arbeit ausgefülltes Leben zu meistern.

Nachdem die Abend- und Abschiedslieder verklungen sind, ist man sich einig, daß dies ein Erlebnis ganz besonderer Art war, das noch lange nachklingen wird. So manche Kruste wurde von der Seele gesungen und der Grauschleier, der sich so oft auf das alte Gemüt legt, hat sich sichtbar gelichtet. **Hilde Mursa**

Ahnung vom Abschied

Besinnliche Gedanken zum Herbst

Man täuscht sich, wenn man glaubt, daß der Frühling allein das Vorrecht hat, die Seele des Menschen in Unruhe zu versetzen. Es ist ebenso der Herbst, der wilde, der bunte, der vielgestaltige, der die Seele taumelnt macht unter dem Einfluß widerstreitender Empfindungen.

Gestern noch lag die stille Erde in zitterndem Sommersonnenglast, heute hat sich der Herbst auf sein Dasein besonnen und vorbei ist's mit der bleiernen Ruhe, vorbei auch das stille Sommerglück. Der Herbst hat in seine Sturmfanfare gestoßen! Er fegt über fruchtmüde Äcker, er greift in die Kronen der Bäume und wirft seine Brandfackel hinein, daß sie aufflammen in satten Gluten. Er zaubert uns verschwenderisch einen bunten Blütentraum mitten in unsere Abschiedsahnung. Es ist als hätte er alle Schönheit der Welt gesammelt, um sie nun in trunkenem Rausch auszuschütten über die reife Erde.

Und unsere Seele ist hilflos preisgegeben der Unrast und Unruhe, die sich uns mitteilt aus der Natur, die in einem letzten Aufjauchzen all ihren Reichtum verschenkt, preisgegeben dem Kampf in uns, dem Kampf der Sehnsucht nach dem märchenblauen, goldbunten Sommerglück mit der Unruhe vor dem Dunklen, Ungewissen, das sich ankündigen will.

Gewiß, auch das Kommende wird seine Schönheit haben, wir wissen es, es war jedesmal so. Aber noch steht es vor uns als etwas Beruhigendes. Ja, der Herbst hat alle gespeicherte Sonnenfülle des Sommers übernommen und sich daraus ein rauschendes Lied komponiert, eine klingende Symphonie, die uns hinüber tragen wird in eine andere Zeit mit anderen Schönheitsgesetzen. Und wie steht es mit dir? Hast du dir aus der reichen überquellenden Sommerseligkeit auch ein Herz voll mitgenommen für die dunkle Zeit? **Eva Hönick**

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,

unser ostpreußischer Familiengarten wird immer bunter. Ich freue mich, daß ich so nette Zuschriften zu unserer „Ostpreußenblume" bekommen habe. Die meisten meinen doch, es sei die Kornblume und nicht das Leberblümchen. Aber nun hat unser Leser Jürgen Lohrenschat eine neue Favoritin ins Rennen gebracht: Die Ringelblume! Diese in gelb und orange leuchtenden Blumen nennen wir allerdings anders, nämlich Gilken! Unser Landsmann scheint mit seiner Vermutung gar nicht so Unrecht zu haben: Die anspruchslosen Sommerblumen wuchsen ja in jedem ostpreußischen Garten! Herr Lohrenschat hat die von seiner Mutter schon als Kind im heimatlichen Kallehnen geliebten „Jilken" auch in Ostfriesland in seinem Garten und freut sich über die leuchtende Blütenfülle.

Aber handelt es sich bei der gesuchten „Ostpreußenblume" gar nicht um ein Gewächs? Da hat doch unsere Leserin Hedwig Nowoczin in dem Buch „Die seltsamen Menschen von Maulen" von Hans Hellmut Kirst entdeckt, daß dort ein Getränk so genannt wird. Es besteht aus Eidotter, Kaffeebohnen und reinem Lindenblütenhonig. Handelt es sich tatsächlich um ein samländisches Spezialgebräu oder ist es ein Rezept des Autors? Sollte dies die wahre „Ostpreußenblume" sein? Das wäre ja eine reichlich ausgefallene Lösung unseres Rätsels.

Ein ganz großes Dankeschön von Waltraud Beyer, die das von ihr gesuchte Gedicht „Aus dem Walde" 25mal bekam!. Damit hatte sie überhaupt nicht gerechnet. Und alle finden ihren guten Weg, denn Frau Beyer ist in der Frauenhilfe und in Altenheimen tätig und wird die Gedichte an „die Frau oder den Mann bringen"!

Ein Gedicht, das sie beim Erntefest vortragen will, sucht auch Erna Heilsberger. „Wagen auf Wagen schwankten herein. Scheune und Böden wurden zu klein. Danket dem Herrn und preist seine Macht, glücklich ist wieder die Ernte vollbracht"! Wer hilft? (Erna Heilsberger, Holunderweg 14 in 51766 Engelskirchen)

Vergeblich hat bisher Klaus Josef Schwittay nach dem Buch von Eva Maria Sirowatka „Tilli Tulla Firlefax" gesucht – auch über uns –, und nun kam eine zweite Anfrage von Lucia Hoymann aus Bremen nach dem auch über Internet nicht auffindbaren Buch. Vielleicht befindet es sich doch noch in einem Bücherschrank und kann wenigstens zum Kopieren ausgeliehen werden? Zuschriften bitte an die Ostpreußische Familie.

Und nun wird wieder auf ein „Wunder" gehofft, wenigstens auf ein kleines. Elsbeth Dardat schreibt: „Mein Mann hat als 12jähriger Junge in Königsberg ein Aquarell gemalt. Motiv: Das Haus eines Ehepaares im Vorort Kalthof (Borkenhof). Das Bild ging als Dokument mit auf die Flucht nach Hamburg, wo wir es bei einem Besuch wiedersahen. Das kinderlose Ehepaar Else und Bernhard Gabriel wohnte damals in Hamburg-Nienstedten, Gerstenbergstraße 36. Nach dem Tode von Herrn Gabriel schrieb uns seine Frau, daß mein Mann das Bild als Andenken haben sollte. Leider kamen unsere Briefe mit dem Vermerk „verstorben" zurück. Soviel uns bekannt ist, gab es einen Neffen in Hannover. Sollte er diese Zeilen lesen und das Bild besitzen, wären wir unendlich dankbar, wenn wir eine Kopie erhielten. es wäre eine große Freude nicht nur für meinen 85jährigen Mann, auch für unsere Söhne und Enkel." (Elsbeth Dardat, Breitlacherstraße 7 in 60489 Frankfurt/M.

Dem ist wohl nichts mehr hinzuzufügen!

Eure

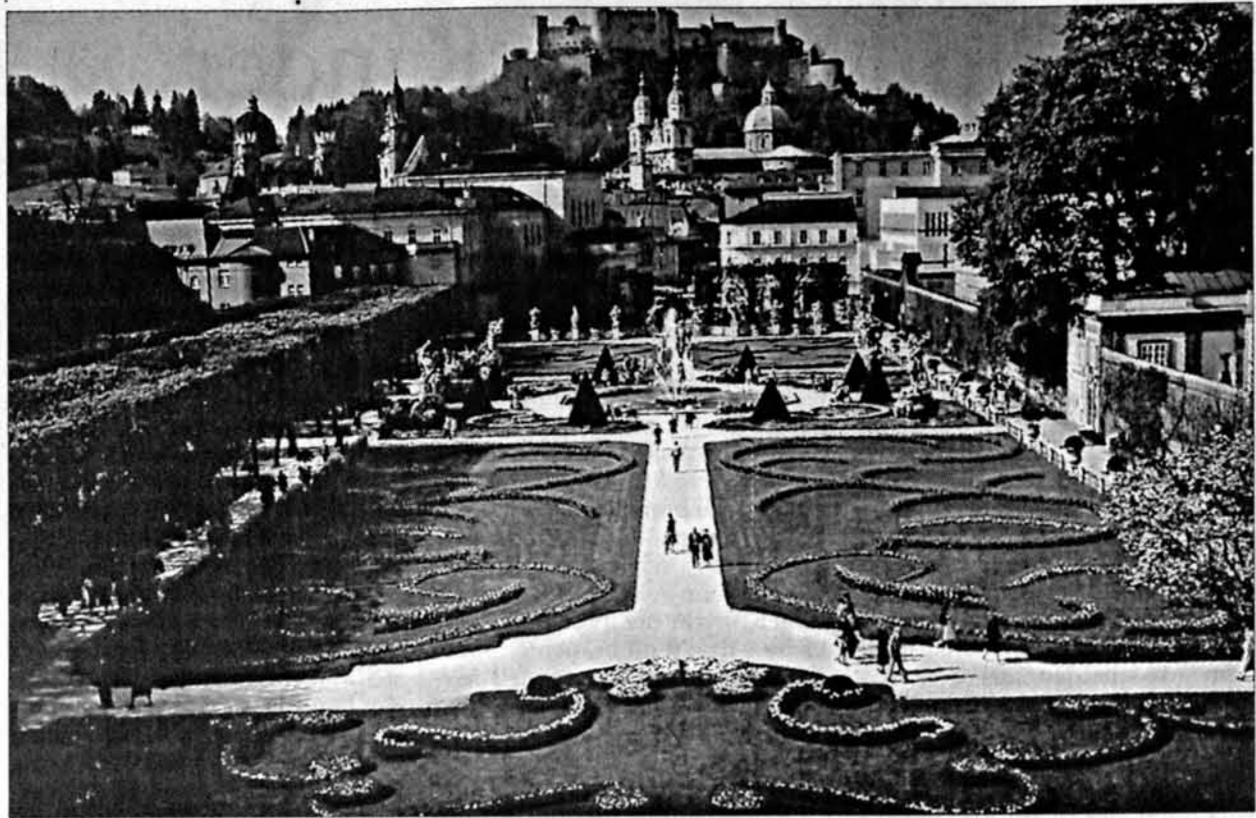
Ruth Geede

Ruth Geede

Der Zauber von Schloß Mirabell

Einer uralten Geschichte von Liebe, Tod und Teufel auf der Spur

Von Esther Knorr-Anders



Schloß Mirabell in Salzburg: Ort einer uralten Geschichte um einer großen Liebe Foto: Knorr-Anders

An allen Ecken Salzburgs hocken sie und pinseln irgend etwas Blickfängerisches auf Leinwand oder Papier. In den Gassen kauern Pflastermaler auf dem Asphalt; sie erfreuen die Zuguckenden durch die großflächige Wiedergabe berühmter Gemälde mit heiligen, teils auch unheiligen Motiven. Malsucht ist also nichts Auffälliges in der Domstadt. Auch der Zeichenkünstler im Bastionsgarten, im sogenannten „Zwerglgarten" des Schlosses Mirabell, wäre kaum aufgefallen, wenn er nicht zufällig einsam und allein auf dem weiten Rasenfeld gesessen hätte. Um ihn herum bildeten fünfzehn Marmorzwerge einen weitläufigen Kreis. Herbstlaub umwirbelte den Künstler. Es störte ihn nicht. Versunken zeichnete er eine Zwergendame. Ihr mißlich verwachsener Körper steckte in einem barocken Kleid, das Haar bedeckte ein kostbarer Kopfschmuck. In ihrer Schürze trug die Zwergin Obst. Mit verhaltenem Lächeln hielt sie einen Apfel in die Höhe. „Willst du", schien sie zu sagen. Den Maler hielt es nicht länger auf seinem Platz. Er ließ Stift und Block ins Gras gleiten, erhob sich und trat zu ihr. Er streichelte ihre Wange, faßte sie dann beim Arm. Es sah aus, als wolle er sie zum Tanz führen. Welke Blätter rieselten auf beide nieder. Welch ein Anblick! Zeugin einer irrationalen Liebesbeziehung war ich geworden. Diskret wandte ich mich den übrigen vierzehn Marmorlingen zu.

Einstmals sollen 24 oder 28 Zwerge den Bastionsgarten bevölkert haben. Fürsterzbischof Franz Anton Harrach hatte sie, einer damals grassierenden Mode folgend, um 1715 anfertigen lassen. Sie stellen keine pfiffigen Kobolde dar, sondern monströse Wesen. Sie sind abstoßend häßlich – und zugleich auf bedrückende Weise faszinierend. Der Bauch des „Vielfraßes" wölbt sich bis unters Kinn, die „Zwiebeltrágerin" und den „Jäger" verunstaltet ein mächtiger Kropf, dem grinsenden „Waldmenschen" wächst eine riesige Warze auf dem Kopf, der „Arzt" streckt die Zunge raus. Kein Wunder, daß Kronprinz Ludwig von Bayern, der während der bayerischen Besetzung Salzburgs (1810 bis 1815) im Schloß Mirabell residierte, die Zwerge allesamt entfernen ließ, und zwar aus Angst um seine schwangere Frau. Er fürchtete, daß sie ob der Mißgestalten erschrecken, seelischen und leiblichen Schaden nehmen könne. Mit seiner Furcht gab er unfreiwilligerweise zu, insgeheim an Übertragungszauber, „bösen Blick" und dergleichen zu glauben. Die Zwerge wurden versteigert, in alle Himmelsrichtungen verstreut. Die nun wieder anwesenden fünfzehn „Zwergl" kehrten auf abenteuerlichen Umwegen in ihren Heimatgarten zurück.

Über eine kleine Treppe, die von zwei Löwen flankiert wird, gelangte ich zum „Pegasusbrunnen". Soeben dem Maler entwichen, geriet ich hier an einen Rezitator. In Blickrichtung des kupfernen, gerade von der Erde abhebenden Flügelrosses, zitierte er einer fassungslos lauschenden Seniorinnen-Gruppe einen Vers des Salzburger Dichters Georg Trakl: „Am Abend, wenn die Glocken Frieden läuten, folg' ich der Vögel wundervollen Flügen, die lang geschart, gleich frommen Pilgerzügen, entschwinden in den herbstlich blauen Weiten ..." Die Damen nahmen, nicht ohne sich für die Gartenführung einschließlich Rezitation mit einem Salär bedankt zu haben, unaufhaltsam Reißaus. Ich aber betrat das Schloß, um einer uralten Geschichte von Liebe, Tod und Teufel nachzuspüren.

Anno 1587 wurde der Schwabe Wolf Dietrich von Raitenau im Alter von 28 Jahren zum Fürst-Erzbischof von Salzburg gekürt. Der Mann mit dem kräftigen Schädel, den wachen, prüfenden Augen, hatte nie Geistlicher werden wollen, erfüllte jedoch den Wunsch seiner biederen Familie, die durch Verehelichungen mit Frauen aus dem Hause Medici berühmt geworden war. Ein Bischof echt schwäbischer Herkunft würde dem Clan noch mehr Glanz verleihen. Die Kalkulation stellte sich als Irrtum heraus. Wolf Dietrich hatte sich zum Soldaten, Krieger und Sieger über die Türken berufen gefühlt. Noch als Erzbischof ließ er es sich nicht nehmen, hoch zu Roß in voller Reitermontur zur Kirche zu galoppieren, vor dem Portal abzuspringen und sich erst dort das geistliche Gewand umlegen zu lassen. Ferner ließ er es sich nicht nehmen, Salzburg architektonisch in Rom zu verwandeln, in ein kleines Rom selbstverständlich, aber immerhin. Für seinen, bei der Bevölkerung keinesfalls auf Gegenliebe stoßenden Plan, kaufte er rund sechzig Bürgerhäuser auf und ließ sie abreißen; abbrechen ließ er das seinem Traumplan im Wege stehende ehrwürdige romanische Münster. Dem Einwand, daß man aus Gründen der Pietät dem weihevollen Bau des Bischofs Virgil nicht mit der Spitzhacke zu Leibe rücken könne, verschloß sich Wolf Dietrich: „Ach was, Virgils Maurer haben ihn gebaut." Um Zeitverschwendungen zu vermeiden, ließ er bei den Abbrucharbeiten auch gleich die alten Bischofsgräber zertrümmern. Man soll eben keinem Weltmann den Habit des Klerikers aufzwingen.

Ein drittes Kabinettstück leistete sich der Erzbischof. Er vertraute seine schönheitsdurstigen Sinne samt seinem stabilen Körper einer Geliebten an. Das war Salome Alt, Tochter aus reichem Handelsgeschlecht. Die Schönäugige sehen und in Liebe entbrennen war eine Angelegenheit von Sekunden. Die Folgen dauerten entschieden länger. Sie machten einen Schloßbau erforderlich. Zwar war es nur ein kleines Schloß mit wundersamem Garten, aber es bot Wolf Dietrich, Salome und ihren fünfzehn leiblichen Nachkommen vieljährige Bleibe. „Altenau" hieß das Schloß und „von Altenau" durfte sich Salome nach ihrer Erhebung in den Adelsstand nennen. Die Nachfolger Wolf Dietrichs auf dem Bischofsthron bauten Schloß Altenau zur erzbischöflichen Sommerresidenz mit dem Namen „Mirabell" aus. An die einstigen, so unverfroren in „wilder Ehe" lebenden Liebenden sollte nichts mehr erinnern. Jedenfalls stellte man sich das so vor. Es kam anders. Ganz Salzburg erzählt fortwährend von den beiden.

Lichtvolle Heiterkeit beherrscht die Stadt mit ihren unter Wolf Dietrichs Ägide entstandenen Plätzen, hellen Prachtbauten. Fontänengeglitzer, Rosenzauber beschwören die Erinnerungen an die dunkellockige Salome herauf, von der sage und schreibe nur ein winziges Medaillon-Porträt existiert. Eine von Blättergewirr umrahmte Brunnenfigur soll, unauslöschlicher Legende zufolge, ihre Züge tragen. Spielt es da noch eine Rolle, daß die spektakulären Liebenden durch Mirabell in seiner heutigen Form nie geschritten sind? Das Schloß wurde nach dem großen Brand von 1818 völlig neu gestaltet. Auch die vom Ausbrennen verschont gebliebene Prunkstiege und den pompösen Marmorsaal im Schloßteil von 1727 sahen sie nicht. Da waren sie schon über hundert Jahre tot. Doch die Prunkstiege hätte Salome belustigt. Schäumenden, sich überschlagenden Wogen gleichen die Verzierungen des Treppengeländers. Auf den „Wellenkämmen" reiten dralle Putti. „Aufwärts geht's" deuten ihre wegweisenden Hände, ihre schelmischen Gesichter. Der Marmorsaal schwelgt in Farbenreichtum. Die Wände sind mit filigranen Ornamenten überzogen. In der Saalmitte steht ein feierlich mit Kerzen und Blumengebinden geschmückter Tisch. Hier heiraten Salzburgs Bürger standesamtlich. „Wollen wir auch?" könnte Salome spitzbübisch dem Wolf Dietrich zuwispern. „Zu spät, mein Lieb", würde er brummen.

Nachdem ich das Schloß verlassen hatte, begann der Streifzug durch den 1687 von Johann Bernhard Fischer von Erlach im Auftrage Erzbischofs Johann Ernst Thun umgestalteten Gartenteil. Über eine schier endlose Fläche ziehen sich von Wegen durchkreuzte Rasenbeete, die mit Blumenschlangen in Stukkatur-Manier übersät sind. Einen kleinen Wolfshundrüden scherte das wenig. Im unbewachten Augenblick wälzte er sich in den Stiefmütterchen. Sein Herr stürzte ihm nach, bekam ihn zu fassen und verdrosch ihn. Mitleidsvolles Gemurmel seitens der Spaziergänger. Wenig später erreichte der pechschwarze Welpe das große Fontänenbassin. Tolpatschig krabbelte er auf den Beckenrand. Noch Sekunden, und er würde ins Wasser plumpsen. Rechtzeitig rettete ihn sein erbleichter Besitzer vor dem Ersaufen.

Unberührt von allem Geschehen im Mirabellgarten vollziehen die in der Nähe des Bassins postierten mythischen Skulpturen schicksalsträchtige Kraftakte. Auf vier hochgetürmten Gesteinsblöcken verewigte Ottavio Mosto 1690 der Menschen und Götter Tun und Treiben. Die Steinsockel versinnbildlichen die vier Elemente. Der Sockel „Feuer" zeigt züngelnde Flammen. Auf ihm trägt Äneas seinen Vater Anchises aus dem brennenden Troja. Auf dem von Gewürm und Schnecken bekrochenen Sockel „Erde" ringt Herkules mit dem Riesen Antäus, den er nur bezwingen kann, wenn dessen Füße nicht den Boden berühren. Herkules stemmt ihn in die Höhe und erwürgt das Ungeheuer sozusagen zwischen Himmel und Erde. Seltsame Blumen, Pflanzen winden sich über den Sockel „Luft", wo Pluto die Proserpina in die vegetationslose, ewig eisige Unterwelt entführt. Kehrt sie wieder zurück, beginnt der Frühling. Anker und Muschel kennzeichnen den Sockel „Wasser". Keine geringere als die schöne Helena hängt zappelnd auf der Schulter von Paris. Von Frauenraub kann keine Rede sein. Die Langlockige jauchzt, der troische Prinz trägt sie frohlockend aufs Schiff.

Doch damit erschöpfte sich der mythische Figurenreigen nicht. Eine schlohweiße Götterparade wartet am Haupteingang des Gartens. Auf der Ballustrade stehen die männlichen Gottheiten Chronos, Mars, Vulkan und weitere in Wächterpose. Die das Portal beschirmenden, nichtgöttlichen „Faustkämpfer" holen zum Stoß aus. Aber verheißungsvoll lächeln die Göttinnen Diana, Flora, Venus und weitere den Betrachter an. Ein Wüstling könnte in vorschneller Freude wähnen, in einen „Garten der Lüste" gelangt zu sein.

Ohne jegliches Gewirbel von marmornen Armen, Beinen, Locken, Schleiern präsentierte sich ein Nebenhof, der ehemalige Orangeriegarten. Zum Verweilen einladend, plätscherte ein Brunnen. Mittendrin sitzt Wolfgang Amadeus Mozarts unsterbliche Vogelfrau Papagena. Ihren Kopf und ihre Hand zieren Piepmätze. Mir war, als würde ich meine unsichtbare Begleiterin Salome kichern hören: „Vögelchen hatten wir auf den Gobelins und ‚piep, piep' machten wir selber."

Geraume Zeit verstrich, dann kehrte ich in den Hauptgarten zurück. Da es später Nachmittag geworden war, fiel Nebel ein, wob zarte Gespinste über die dickstämmigen Alleebäume und den schummrigen Laubengang. Alle Farben hatten sich verändert. Hohe Steinvasen geisterten grau aus grünblauem Pflanzenwirrwarr. Die Blüten roter Rosenbüsche glänzten schwärzlich. Ich geriet ins 1717 angelegte „Heckentheater". Vor den kulissenartig gestaffelten Heckenreihen erstreckt sich ein tiefer Orchestergraben, an dessen rechter und linker Begrenzung ein Löwe kauert. Das Laub der Hecken leuchtete kupfern. Es bedurfte nicht viel Phantasie, um Papagena und ihren Herzensvogel Papageno aus dem Blätterwald hervorhuschen zu sehen. Mutwillig zausten sie ihr Federkleid, umschlangen sich, purzelten zu Boden, rollten sich im rotgoldenen Laub und verschwanden so lautlos, wie sie gekommen.

Nun schritt ich durch die dunkle Allee dem stillen Platz zu, den ein Brunnen krönt. Jener Brunnen! Ich befand mich im einzigen, original erhaltenen Teil des Gartens der Salome Alt von anno 1606. Und da war sie, die legendäre „Badende". Sie sitzt auf dem Brunnenrand, die Fußspitze senkt sich dem Wasser entgegen. Die Kinderaugen träumen ins Weite. Schön war sie, doch glücklich nur, solange ihre Verbindung mit Wolf Dietrich von Raitenau währte, alles in allem rund zwanzig Jahre. Der Erzbischof unterlag den Bayern im unseligen Krieg um die Salzhandelsrechte. Er wurde seiner Ämter enthoben und auf der Festung Hohensalzburg in entwürdigender Haft gehalten. Dort starb er um die Mittagszeit des 16. Januar 1617, gefürchtet und gehaßt von seinen Gegnern, aber geliebt von Salzburgs Bürgern. Und – als ginge es mit dem Teufel zu – je länger er tot war, um so größer wurde die Liebe. Wolf Dietrich und Salome – den beiden entkommt in der Stadt an der Salzach niemand. ■



Salome Alt: Ihr zu Ehren wurde das Schloß erbaut

Das Ostpreußenblatt
Preußische Allgemeine Zeitung

Mohrungen:

675. Geburtstag

Bereits vor 75 Jahren wurde groß gefeiert / Von E. Vogelsang

In diesem Jahr wird Mohrungen, die kleine Stadt im preußischen Oberland, 675 Jahre alt. Zwar wissen wir außer der Jahresangabe 1327 nichts Näheres – die erste Handfeste ging schon sehr früh verloren –, doch hat man von jeher immer im Herbst des Gründungsjahres gedacht. So wird es auch beim diesjährigen Treffen der Kreisgemeinschaft Mohrungen am 28. und 29. September in Bad Nenndorf sein. Aus diesem Anlaß sei an die große 600-Jahr-Feier in Mohrungen im Jahre 1927 erinnert, die damals über zwei Tage ging und zu einem wirklich gelungenen Fest geriet, an dem die ganze Bürgerschaft teilgenommen hat.

Mohrungen hatte zu jener Zeit bereits seit fast einem Dutzend Jahren Arthur Weyde zum Bürgermeister. Zusammen mit den städtischen Körperschaften und dem Studienrat Fritz Gehrmann war er wesentlich an Planung und Durchführung der Jubiläumsfeier beteiligt. Nicht zu vergessen ist dabei, daß eben gerade gut drei Jahre seit der verheerenden Inflation vergangen waren und die Lasten des verlorenen Ersten Weltkrieges durch das Versailler Diktat alle Menschen in Stadt und Land bedrückten. Um so mehr muß man rückblickend anerkennen, mit welchem Elan und Optimismus an die Gestaltung dieser großen Gedenkfeier herangegangen worden ist.

Die Mohrunger Kreiszeitung hatte eine Jubiläumsausgabe herausgegeben, in der auf 29 Seiten neben obligaten Geleitworten von Persönlichkeiten der Provinzialverwaltung und des ehemaligen Landrats des Kreises auch eine Reihe von Aufsätzen zur Mohrunger Stadtgeschichte zu lesen war. Sie besitzen nach dem Verlust der Stadtakten heute geradezu den Rang von Primärquellen.

Zu ihrem Jubiläum war die Stadt geschmückt mit Girlanden und blaugelben Stadtfahnen, wobei der Marktplatz besonders hervorstach. Die Geschäfte hatten ihre Schaufenster besonders schön, teilweise geradezu künstlerisch dekoriert. Vor jedem der beiden Rathauspforten waren drei große Masten, umwunden von grünen Girlanden und blaugelben Bändern, aufgestellt. Der Chronist verweist hier eine erwartungsvolle, „festlich erregte Stimmung", die die Menschen ergriffen habe. Nun, einen 600jährigen Geburtstag zu feiern, war für das oberländische Landstädtchen durchaus etwas Besonderes.

In einem Festumzug zog an den Zuschauern ihre Geschichte vorbei

Am Sonnabend, dem 24. September 1927, begann das für zwei Tage geplante Festprogramm um 16 Uhr mit einem Festkonzert der Stadtkapelle Ernst Thomas, die vor dem Rathaus in grünen Uniformen angetreten war. Daran schloß sich in der gleichfalls 600jährigen St. Peter-Paul-Kirche eine musikalische Vesper an. Mit dem Glockenläuten endete die Vesper, die Dämmerung brach ein, überall wurden in den Fenstern Kerzen entzündet, die Stadt illuminiert. Das Feierabendsingen um 18.30 Uhr lockte viele Einwohner zum Marktplatz, um dem Vortrag der vereinigten Mohrunger Chöre unter der Leitung des Oberschullehrers Fürstenberger zu lauschen. Reicher Beifall lohnte die Mühen vorangegangenen langen Übens.

Bald danach erlosch die Straßenbeleuchtung am Marktplatz, die Feueralarmsirene auf dem Rathausturm heulte, dann wurde Marschmusik hörbar. Die Freiwillige Feuerwehr marschierte mit brennenden Fackeln auf und zeigte in ihrem Umzug dabei die Entwicklung der Brandbekämpfung von den Anfängen bis zu dem damals neuesten Stand. Nach Beendigung des Fackelzuges und des Fackelreigens schloß die Kapelle mit dem Großen Zapfenstreich die offizielle Veranstaltung ab. Noch lange danach bewegten sich viele Menschen durch die illuminierte Altstadt.

Der eigentliche Festtag war Sonntag, der 25. September. Das Große Wecken mit der Kapelle Thomas ging mit „Freut Euch des Lebens" durch die Hauptstraßen. An die Festsitzung kirchlicher Körperschaften um 8.30 Uhr im Lutherhaus, dem 1912 gebauten evangelischen Gemeindehaus, schloß sich der Festgottesdienst in St. Peter-Paul an. Danach nahm Superintendent Schmadtke aus Mohrungen die Einweihung des Kirchenmuseums vor.



Mohrungen: *Geburtstagskind mit dem Rathaus im Zentrum aus der Luft aufgenommen* Foto: Archiv

Ehrengäste und städtische Körperschaften versammelten sich hernach zur Festsitzung im Rathaus. Währenddessen waren nicht nur die Stafetten von Sportvereinen aus der west- und östlichen Kreishälfte mit Glückwunschadressen am Rathaus eingetroffen, sondern auch die Kapelle Thomas versammelt, die der dort zusammengeströmten Bevölkerung ein Promenadenkonzert darbrachte. An seine Bürger richtete Bürgermeister Weyde einige Worte, gedachte der Gefallenen und brachte ein dreifaches Hoch auf die alte Stadt aus, in das die Zuhörer lebhaft einstimmten.

Nach all den offiziellen Teilen der Jubiläumsfeier wurde für den frühen Nachmittag der Festzug mit Spannung erwartet. Geplant und organisiert war er vom Studienrat Fritz Gehrmann und dem Gutsbesitzer Teller aus Geßlersheim. Für 14 Uhr war das Antreten der Teilnehmer mit ihren Wagen in der Poststraße und Anger angesetzt worden, so daß der Festzug sich eine halbe Stunde später durch die Straßen in Bewegung setzen konnte, dicht gesäumt von den vielen Zuschauern.

Man hatte folgenden Marschweg festgelegt: Poststraße, Lange Reihe, Wasser-, Kirchen-, Herderstraße, Markt, Schmiede-, Töpfer-, Fleischerstraße, Markt (Nord-, Ost- und Südseite), Breite Straße, Brauhaus- und Pr. Holländerstraße, Schimmerlingweg, Bahnhofzufuhr-, Bahnhof-, Pr. Holländer- und Brauhausstraße, Langgasse, Markt (West- und Südseite), Krumme Grube, Osteroder- und Poststraße.

Dem Festzug voran ritt ein Herold, dahinter schritt das Stadtwappen: der heilige Jacobus d. J. in Sandalen, einem blauen, weißgesäumten Gewand, eine Tuchwalkerstange geschultert, gefolgt von vier, in farbenprächtige Gewänder gekleideten reitenden Fanfarenbläsern. Dahinter begann der geschichtliche Teil.

Die erste Gruppe stellte die ersten, vom Locator Peter von Sumpf geworbenen, aus Thüringen stammenden Ansiedler dar, die nach einem halben Jahrhundert schwerer Kämpfe des Ordens gegen die Prussen hier am Mohrung-See 1327 angesetzt wurden. Ein Ordensritter verlas die Handfeste der Stadt.

Von den Ansiedlern aus Thüringen bis zu den Inflationsgewinnlern waren alle Mohrunger in dem Umzug vertreten

In der zweiten Gruppe wurde der Einzug des polnischen Königs Jagiello nach der für den Orden verlorenen Schlacht bei Tannenberg 1410 in die von den Bewohnern verlassene Stadt gezeigt. Sie waren aus Furcht vor Mord und Brand der Sieger geflohen.

Erheiternd für die Zuschauer war die folgende Gruppe. Ein wilder Eber hatte sich unter die Schweineherde der Stadt gemischt und wurde von mutigen Bürgern erlegt. Zum Dank erhielten sie in der Stadt gebrautes Bier, das nicht so sonderlich schmeckte. Es bekam den Namen „Ohne Dank" (wie auch in späteren Zeiten das Mohrunger Bier sogar mit „Krebsjauche" tituliert worden sein soll).

Den Einzug des kranken Hochmeisters Heinrich Reuß von Plauen 1469 in die Stadt, in der er einmal Komtur gewesen war, von Petrikau kommend, wo er dem polnischen König gezwungenermaßen den Lehnseid hatte leisten müssen, hatte die vierte Gruppe zum Thema. Ein Schlaganfall machte dem Leben des Hochmeisters am 2. Januar 1470 in Mohrungen ein Ende.

Den Sprung ins nächste Jahrhundert zeigte die nächste Gruppe: Herzog Albrecht, der als letzter Ordenshochmeister 1525 die Reformation im Ordensland eingeführt hatte, besuchte auf seinen Visitationsreisen 1540 auch Mohrungen, mehrfach dort auch seinen ihm ergebenen Amtshauptmann Peter von Dohna.

1627 überrumpelte Gustav II. Adolf von Schweden die Stadt, nachdem er bei Wiese gut 2.000 Mann brandenburgischer Truppen, die auf polnischer Seite gekämpft hatten, gefangengenommen hatte. Er schickte sie seinem Schwager, dem brandenburgischen Kurfürsten und Herzog in Preußen, mit der ironischen Bemerkung zurück, er möge seine Völker besser in acht nehmen. „Die Schweden in der Stadt" waren hier das Thema, die mit den Uniformen jener Epoche besonders eindrucksvoll wirkten.

Als 1650 die Pest Ostpreußen heimsuchte, blieb auch Mohrungen davon nicht verschont. Die wegen der großen Ansteckungsgefahr in großen, nur die Augen freilassenden Mänteln verhüllten Pestärzte konnten die Seuche nicht bekämpfen. Der Tod ritt hinterher, die unzähligen Leichen schaffte man auf dem Pestkarren aus der Stadt. Dieses makabre Ereignis spiegelte sich in der siebenten Gruppe wider.

Die Ämterpost war erst im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts für die Öffentlichkeit zugänglich geworden und nahm erst im Anfang des folgenden Jahrhunderts auch die Personenbeförderung auf. Es war bei den miserablen Wegen und der einfachen Konstruktion der Wagen für die Reisenden mehr Frust als Lust, was die achte Gruppe wirkungsvoll darstellte. Die neunte Gruppe thematisierte den mühsamen und schleppenden Wiederaufbau der Stadt nach dem großen Stadtbrand von 1697, bei dem die Bürger kaum etwas hatten retten können. Erst nach deutlichen Drohungen Friedrich Wilhelms I. beschleunigte er sich.

Als Kronprinz war Friedrich der Große schon mehrfach durch Mohrungen gekommen. Am 6. Juni 1750 führte ihn, nun als König, der Weg zu einer Revue nach Wehlau durch die Stadt, in der die Möllendorf'schen Dragoner in Garnison lagen. Dieser historische Augenblick stellte sich in friderizianischen Uniformen dar.

Dann folgte die Herder gewidmete Gruppe, der von dem Arzt Schwarz-Erlaß des 1752 in die Stadt einrückenden russischen Regiments gewissermaßen „entdeckt" worden ist. Er erkannte die ungewöhnliche Begabung des jungen Herder und beschloß, ihn zu weiterer Ausbildung nach Königsberg mitzunehmen.

Die nächsten Darstellungen waren der Geschichte und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts entnommen: Bernadotte und die Franzosen in Mohrungen. Beim Gefecht bei Pfarrsfeldchen 1807 hielt sich Marschall Bernadotte im Dohna'schen Schlößchen auf und wurde dort von einem Überfall auf die Bagage durch kurländische Dragoner und preußische Husaren überrascht, konnte sich aber verstecken. Nicht auszudenken, hätte man ihn gefangen. Was wäre aus Schweden ohne ihn geworden?

In den Freiheitskriegen 1813 war die Stadt Sitz einer Spezialkommission geworden. Sie stellte 34 Infanteristen und zwei Kavalleristen, die Bürger spendeten Geld, Verpflegung und Ausrüstung, was nach den schwierigen Jahren französischer Besetzung ein großes, aber selbstverständliches Opfer bedeutete.

Ein Buchdruckerwagen der Firma C. L. Rautenberg, deren Gründer sich 1825 selbständig gemacht hatte, der Wagen des Tabakskollegiums, ein in den 1870er Jahren gegründeter Zusammenschluß von Freunden des Tabakrauchens mit allwöchentlichen, humorvollen Sitzungen, und das neue Verkehrsmittel Eisenbahn, das ab 1882 auch Mohrungen erreichte, vermittelten Jahrzehnte einer friedlichen Periode.

Die beiden letzten der 18 Gruppen des historischen Teils spiegelten die Russennot 1914 mit den Flüchtlingen und Viehherden, sowie die gerade drei Jahre zuvor beendete Inflation mit dem bräsig im Auto sitzenden Inflationsgewinnler Raffke.

Den zweiten Teil des Festzuges eröffnete nach alter Sitte die Fleischer-Innung, beritten auf prächtigen Schimmeln. Hinter dem Wagen der Stadt folgten die Handwerks-Innungen, teilweise sogar mit ihren alten Laden, und die Vereine.

Der Vorbeimarsch des Zuges dauerte über eine Stunde. Die Menschen standen dicht gedrängt an den Straßen und ließen ihre Geschichte Revue passieren, deren schlechtester Teil allerdings den meisten noch bevorstand. ■

Wir gratulieren ...

zum 100. Geburtstag

Seidler, Margarete, geb. Flötenmeyer, aus Schloßbach, Kreis Ebenrode, jetzt Walldorfer Straße 7, 68723 Oftersheim, am 3. Oktober

zum 97. Geburtstag

Medem, Anneliese, geb. Czygan, aus Lyck, Hindenburgstraße, jetzt Reichenbachweg 3 (bei Annelise Cold), 61462 Königstein, am 3. Oktober

zum 96. Geburtstag

Bassewitz, Ruth von, geb. Krawulsky aus Nemmersdorf, Kreis Gumbinnen, jetzt Mozartstraße 34, 93128 Regenstauf, am 5. Oktober

Podehl, Ella, geb. Koch, aus Bürgersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Zwinglistraße 21, 23568 Lübeck, am 1. Oktober

Weidekamm, Christel, geb. Walpuski, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Tokajerweg 9, 89075 Ulm, am 6. Oktober

zum 95. Geburtstag

Kolwa, Elisabeth, geb. Weil, aus Masuren, Kreis Treuburg, jetzt Leuschner Straße 93c, 21031 Hamburg, am 6. Oktober

Sadlowski, Minna, geb. Leimann, aus Schönhöhe, Kreis Ortelsburg, jetzt Freudenthalstraße 6, 29699 Bomlitz, am 5. Oktober

Siemoneit, Fritz Artur (Malermeister und Fachlehrer), aus Königsberg, jetzt Grandauer Straße 20, 80997 München, am 1. Oktober

Steiner, Frieda, geb. Markowski, aus Guhsen, Kreis Treuburg, jetzt Dammstraße 13, 55411 Bingen, am 4. Oktober

zum 94. Geburtstag

Alexander, Auguste, geb. Czub, aus Schnippen, Kreis Lyck, jetzt Mendelssohnstraße 21, 06366 Köthen, am 5. Oktober

Gaebel, Hildegard, geb. Giesa, aus Kuglacken und Alt Ilischken, Kreis Wehlau, jetzt Weinauer Straße 29, 76593 Gernsbach, am 6. Oktober

Löwisch, Hedwig, geb. Bandila, aus Cranz, jetzt Falkenbergs Weg 3, 21149 Hamburg, am 1. Oktober

Wendt, Richard, aus Königsberg, jetzt Paul-Hug-Straße 26a, 26382 Wilhelmshaven, am 3. Oktober

zum 93. Geburtstag

Hermann, Erika, aus Königsberg, Ostendorfstraße 1, jetzt Nonnenbrücke 9a, 96047 Bamberg, am 2. Oktober

Pogoda, Fritz, aus Genslack, Kreis Wehlau, jetzt Lingenstraße 7, 33034 Brakel, am 4. Oktober

Segatz, Emil, aus Ramecksfelde, Kreis Lyck, jetzt Am Berge 1a, 19406 Sternberg, am 3. Oktober

Sobottka, Marie, geb. Friedrich, aus Treuburg, Bergstraße 15, jetzt Elbinger Straße 30, 21493 Schwarzenbek, am 4. Oktober

Zdiarstek, August, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Blankstraße 5, 42119 Wuppertal, am 4. Oktober

zum 92. Geburtstag

Fuhrich, Heinz, aus Lyck, jetzt Am Schacht 2, 66787 Wadgassen, am 30. September

Kirstein, Johanna, geb. Lihs, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Heinrich-Osthus-Straße 12, 33659 Bielefeld, am 5. Oktober

Samuel, Johann, aus Warskillen, Kreis Elchniederung, jetzt Alzeyer Straße 13, 80993 München, am 6. Oktober

Seelow, Klara, geb. Jaschinski, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Hedwigstraße 25, 44649 Herne, am 6. Oktober

Segadlo, Auguste, geb. Kompe, aus Königsberg, jetzt Kirchenstraße 28, 25597 Breitenberg, am 30. September

zum 91. Geburtstag

Baller, Hildegard, geb. Gaedtke, aus Osterode, Bahnhofstraße 3, jetzt Rotenhöfer Weg 34, 24768 Rendsburg, am 5. Oktober

Bodsch, Elfriede, geb. Kiehl, aus Plöwken, Kreis Treuburg, jetzt Lindenplan 33, 39120 Magdeburg, am 6. Oktober

Chilla, Wilhelm, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Märkischestraße 26, 45888 Gelsenkirchen, am 2. Oktober

May, Alica, aus Plauen, Groß Plauen, Kreis Wehlau, jetzt Schausende, 24960 Glücksburg, am 3. Oktober

Pilch, Elfriede, geb. Manko, aus Talken, Kreis Lyck, jetzt Lemberger Straße 68, 66955 Pirmasens, am 5. Oktober

Poloschek, Friederike, geb. Jaschinski, aus Lehlesken, Kreis Ortelsburg, jetzt Hufelandstraße 18, 49611 Lingen/Ems, am 6. Oktober

Rudwaleit, Siegfried, aus Wehlau, Große Vorstadt, jetzt Emser Straße 43, 65195 Wiesbaden, am 2. Oktober

Segatz, Gertrud, geb. Hermann, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Mühlenstraße 5, 29353 Ahnsbeck, am 30. September

Wallich, Gretel, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Schwarzer Weg 20a, 64287 Darmstadt, am 2. Oktober

Wohlgemuth, Fritz, aus Wehlau, Feldstraße, jetzt Alter Kirchweg 44, 21217 Seevetal, am 3. Oktober

zum 90. Geburtstag

Domahs, Anna, geb. Bendzko, aus Grünheide, Kreis Treuburg, jetzt Gneisenaustraße 30, 33330 Gütersloh, am 5. Oktober

Holunder, Hildegard, aus Lyck, Blücherstraße 4, jetzt Neue Poststraße 19, 85598 Baldham, am 4. Oktober

Lange, Gertrud, geb. Czerwinski, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Am Weustebusch 13, 44652 Herne, am 6. Oktober

Piorek, Walter, aus Groß-Grieben, Kreis Osterode, jetzt Karl-Heft-Straße 25, 04249 Leipzig, am 4. Oktober

Radszuweit, Gertrud, geb. Kieselbach, aus Neufelde, Kreis Elchniederung, jetzt Georgstraße 3, 37115 Duderstadt, am 4. Oktober

Thews, Carl-Heinz, aus Zinten und Heiligenbeil, jetzt Bacharacher-Straße 17-21, 12099 Berlin, am 17. September

zum 85. Geburtstag

Falk, Gertrud, geb. Nehrenheim, aus Gerdauen-Hochheim, jetzt Edendorfer Straße 11, 25524 Itzehoe, am 22. September

Finneisen, Lina, aus Lötzen, jetzt Dohmeyers Weg 26, 30625 Hannover, am 30. September

Jestremski, Helmut, aus Lyck, jetzt Heidhörn 20, 22307 Hamburg, am 3. Oktober

Klink, Lydia, geb. Gemablies, aus Amtshagen, Kreis Gumbinnen, jetzt Selma-Lagerlöf-Ring 1, 14822 Borgwalde, am 2. Oktober

Kurschat, Armin, Schmaedelstraße 17, 81245 München, am 3. Oktober

Lucka, Charlotte, geb. Pawellek, aus Saadau, Kreis Ortelsburg, jetzt Rabboltstraße 16, 44319 Dortmund, am 2. Oktober

Pinno, Luise, geb. Krappa, aus Mostolten, Kreis Lyck, jetzt Wilseder Weg 57, 40468 Düsseldorf, am 30. September

Schönhoff, Christa, geb. Schönhoff, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Krünnerstraße 67, 58456 Witten, am 6. Oktober

Seidel, Elisabeth, geb. Fischer, aus Zinten, Friedrichstraße, Kreis Heiligenbeil, jetzt Isfeldstraße 30, 22589 Hamburg, am 17. September

Triebe, Gertrud, geb. Knocks, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Schulgartenstraße 7, 66763 Dillingen, am 6. Oktober

Zitterbart, Charlotte, geb. Göhlke, aus Gauleden, Kreis Wehlau, jetzt Schloßweg 11, 72622 Nürtingen, am 2. Oktober

zum 80. Geburtstag

Bagowsky, Ernst, aus Königsberg, Rennparkallee 88/90, jetzt Gudrunstraße 31, 38112 Braunschweig, am 1. Oktober

Barth, Lieselotte, geb. Buse, aus Königsberg, Am Bahnhofswall 8, jetzt Wallgerten 20, 76661 Philippsburg, am 24. September

Buchholz, Ida, geb. Bonekewitz, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt Dalkestraße 1, 33330 Gütersloh, am 3. Oktober

Bystron, Helena, geb. Keil, aus Wittken, Kreis Elchniederung, jetzt Essener Straße 31, 46236 Bottrop, am 1. Oktober

Chaber, Herta, geb. Rudnik, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Kurfürstenstraße 20 B, 55232 Alzey, am 1. Oktober

Erwin, Hildegard, geb. Jestremski, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Klinkerfuesstraße 7, 37073 Göttingen, am 4. Oktober

Frischmuth, Max, aus Deschen, Kreis Elchniederung, jetzt Bretzelnweg 6, 52353 Düren, am 1. Oktober

Gehrke, Edeltraut, geb. Boeck, aus Warten, Kreis Elchniederung, jetzt Am Dreieck 27, 41812 Erkelenz-Katzem, am 30. September

Gempf, Elfriede, geb. Muhl, aus Wehlau, Parkstraße, jetzt Breslauer Straße 19, 60598 Frankfurt, am 5. Oktober

Gollub, Walter, aus Langenhöh, Kreis Lyck, jetzt Husbäke, 26188 Edewecht, am 1. Oktober

Gottschalk, Alfred, aus Groß Kärthen, Kreis Bartenstein, jetzt Lindenallee 19, 29227 Celle, am 3. Oktober

Gronau, Annemarie, geb. Grzybowski, aus Lyck, Falkstraße 4, jetzt Seemühlen 8, 24768 Rendsburg, am 3. Oktober

Hauptmann, Helene, aus Tilsit, jetzt Unstrutstraße 5, 06122 Halle, am 2. Oktober

Herbst, Elfriede, aus Tilsit, Sommerstraße 6, jetzt Jägerstraße 23a, 27755 Delmenhorst, am 24. September

Kirchhoff, Edith, geb. Kolpak, aus Wiesenhöhe, Kreis Treuburg, jetzt Am Flöthen 96, 42111 Wuppertal, am 6. Oktober

Köhler, Herta, geb. Wizenty, aus Moithienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Kantstraße 25 A, 44627 Herne, am 6. Oktober

Kusserow, Harry, aus Groß Warnau, Kreis Lötzen, jetzt Bahnhofstraße 150i, 06563 Meisdorf, am 30. September

Landsberger, Edith, geb. Weinreich, aus Gerwen, Kreis Gumbinnen, jetzt Jahnstraße 47, 24558 Henstedt-Ulzburg, am 5. Oktober

Lauszat, Charlotte, geb. Werner, aus Wachteldorf, Kreis Lyck, jetzt Im Beulerfeld 8, 45279 Essen, am 2. Oktober

Lehmann, Alois, aus Braunsberg, jetzt Lerchenfeld 8, 23701 Eutin, am 17. September

Lieder, Ursula, geb. Kannenberg, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 128, jetzt Fähnrichsweg 19, 35039 Marburg, am 1. Oktober

Linden, Christel, geb. Günther, aus Allenburg, Kreis Wehlau, jetzt Innere Kanalstraße 91, 50823 Köln, am 2. Oktober

Lyhs, Liselotte, geb. David, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Zum Wasserwerk 3, 24211 Preetz, am 5. Oktober

Mahlo, Magret, geb. Mehl, aus Treuburg, Markt 12, jetzt In der Halde 11b, 14195 Berlin, am 4. Oktober

Mrowka, Erich, aus Wiesenfelde, Kreis Treuburg, jetzt Ilmer Weg 53, 21423 Winsen/Luhe, am 5. Oktober

Müller, Erna, geb. Schumacher, aus Cranz, jetzt Vierhandbank 26, 45307 Essen, am 1. Oktober

Nickschas, Kurt, aus Rewellen, Kreis Elchniederung, jetzt Mühlackerweg 10, 36148 Kalbach 3, am 3. Oktober

Rosummek, Liesbeth, geb. Bähnke, aus Saadau, Kreis Ortelsburg, jetzt An der Kirche 8, 25436 Tornesch, am 30. September

Rutta, Gertrud, geb. Führer, aus Ohldorf und Altkrug, Kreis Gumbinnen, jetzt Goethestraße 16, 66989 Höhfröschen, am 2. Oktober

Schlusnus, Lieselotte, aus Goldensee, jetzt Horstheiderweg 45, 25358 Horst, am 1. Oktober

Wellbrock, Ellen, geb. Czwalina, aus Regeln, Kreis Lyck, jetzt An der Burg 4, 27612 Loxstedt-Bexhövede, am 30. September

Wille, Hedwig, geb. Weihs, aus Goldbach, Kreis Mohrungen, jetzt Gerrikusstift, 40625 Düsseldorf, am 3. Oktober

Wirth, Erich, aus Neuhain, Kreis Osterode, jetzt Damaschke Straße 27, 06886 Lutherstadt, Wittenberg, am 2. Oktober

Zöller, Arno, aus Frisching, Kreis Preußisch Eylau, jetzt Goerdelerstraße 31, 74080 Heilbronn, am 30. September

zur Goldenen Hochzeit

Badzynski, Helmut und Frau Erika, geb. Macharski, aus Goldap und Rauschen, jetzt Schulzenstraße 98, 39249 Barby, am 27. September

Baumgart, Alfred und Frau Lieselotte, geb. Thierbach, aus Gerswalde, Kreis Mohrungen und Keilergrund, Kreis Insterburg, jetzt Brunnenstraße 4 B, 18546 Sassnitz, am 20. September

Endrullat, Richard, aus Abbendrof, Kreis Perleberg und Frau Edith, geb. Labrenz, aus Groß Klingbeck, Kreis Heiligenbeil, am 29. August

Fest, Hans-Georg und Frau Lotti, aus Heiligenbeil, Bismarckstraße 4b, jetzt Lindenallee 5, 37139 Adelebsen, am 27. September

Hörfunk und Fernsehen

Sonnabend, 28. September, 19.05 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat: „Vertreibung in Europa" – eine aktuelle Diskussion. Mit Wolf Scheller.

Sonntag, 29. September, 22.05 Uhr, ZDF: Die Nibelungen: Inszeniert von Dieter Wedel.

Dienstag, 1. Oktober, 23.25 Uhr, 3SAT: Wenn man trotzdem lacht (1): „Vom Doppeladler zum Pleitegeier – 1900 bis 1918". Dokumentationsreihe in sechs Teilen.

Mittwoch, 2. Oktober, 23.30 Uhr, ARD: Tödliche Falle: Herbert Wehner in Moskau 1937 (Dokumentation).

Donnerstag, 3. Oktober, 21.45 Uhr, WDR: Die Adenauers: „Eine Familie und ihr Denkmal".

Donnerstag, 3. Oktober, 22.15 Uhr, SAT.1: „Ohne mich, Genosse!". Dokumentation über Fluchten aus der DDR.

Freitag, 4. Oktober, 18.30 Uhr, Phoenix: Die Stunde der Partisanen. „Widerstand im Baltikum".

Landsmannschaftliche Arbeit

Landesgruppe Berlin



Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

Sbd., 5. Oktober, **Mohrungen**, 15 Uhr, Erntedankfest, Keglerheim, Gustav-Freytag- / Ecke Gutzkowstraße, 10827 Berlin. Nähere Informationen bei Ursula Dronsek, Telefon 2 16 43 38.

Sbd., 5. Oktober, **Johannisburg**, 14.40 Uhr, Erntedankfest, Ratsstuben JFK, Am Rathaus 9 (Rathaus Schöneberg). Nähere Informationen bei Christel Koslowski, Telefon 8 61 38 87.

Sbd., 5. Oktober, **Gerdauen**, 12 Uhr, Erntedankfest, Restaurant Amera, Leonorenstraße 96, 12247 Berlin. Informationen bei Christel Knauer, Telefon 7 95 30 54.

Sbd., 5. Oktober, **Bartenstein**, 14.30 Uhr, Erntedankfest mit Tombola, Rathaus Zehlendorf, Raum 22/23. Informationen bei Elfriede Fortange, Telefon 4 94 44 04.

So., 6. Oktober, **Königsberg, Samland, Labiau**, 14 Uhr, Erntedankfest und Mitgliederehrung, Haus des Sports, Arcostraße 11–19, 10587 Berlin. Nähere Information bei Dr. Wolfgang Schulz, Telefon 2 51 59 95.

So., 6. Oktober, **Tilsit, Ragnit, Elchniederung**, 15 Uhr, Erntedankfest, Haus des Sports, Arcostraße 11–19, 10587 Berlin. Information bei Erwin Spieß, Telefon 4 51 57 18; Emil Drockner, Telefon 8 15 45 64; Brigitte Moron, Telefon 7 84 96 81.

So., 6. Oktober, **Wehlau**, 15 Uhr, Erntedankfest, Restaurant Bräustübl, Bessemerstraße 84, 12103 Berlin.

Mi., 9. Oktober, **Frauengruppe**, Herbstausflug in den Fläming mit Schloß Wiesenburg. Abfahrt am Deutschlandhaus. Nähere Informationen bei Marianne Becker, Telefon 7 71 23 54.

Fr., 11. Oktober, **Pillkallen, Stallupönen**, 13.30 Uhr, Erntedankfest, Haus des älteren Bürgers, Werbellinstraße 42, 12053 Berlin. Nähere Informationen bei Erna Müller, Telefon (03 30 56) 7 59 72, Günter Kropp, Telefon 3 31 25 90.

Sbd., 12. Oktober, **Osterode**, 14 Uhr, Erntedankfest, „Sander-Stübl", Sanderstraße 11, 12047 Berlin. Nähere Informationen bei Hannelore Lehmann, Telefon 6 92 72 85.

Sbd., 12. Oktober, **Neidenburg**, 15 Uhr, Erntedankfest, Keglerheim, Gustav-Freytag- / Ecke Gutzkowstraße, 10827 Berlin. Nähere Informationen bei Hildegard Opalka, Telefon 3 66 26 40.

Sbd., 12. Oktober, **Insterburg**, 15 Uhr, Erntedankfest mit Erntetisch und Verlosung, Restaurant Novi Sad, Schönefelder Straße 2, 12355 Berlin. Nähere Informationen bei Günter Schuchmilski, Telefon 5 62 68 33.

Landesgruppe Hamburg



Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93

LANDESGRUPPE

Sonntag, 3. November, 13 Uhr, Fahrt nach Elmshorn zur Dittchenbühne. Theateraufführung „Herkus Monte". Der Preis beträgt 25 € einschließlich Kaffee und Kuchen. Die Abfahrt erfolgt von Hamburg ZOB, Kurt-Schumacher-Allee, Abfahrtsbereich C, Rückfahrt erfolgt gegen 19 Uhr. Telefonische Anmeldung bei Frau Papiz, Telefon 7 32 40 01 oder Frau Bridszun, Telefon 6 93 35 20. Das Geld muß bis spätestens 15. Oktober auf das Konto der Landesgruppe Hamburg, Kontonummer: 9 605 201, BLZ: 200 10 020 Postbank Hamburg überwiesen werden.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 1. Oktober, 15.30 Uhr, feiert die Gruppe ihr Erntedankfest im Haus DRK-Altengaststätte, Lorenzenweg 1c, neben Karstadt, U-Bahnstation Billstedt. Um Mitbringsel wird gebeten im Wert von mindestens 3 €, zur Versteigerung, was viel Spaß macht. Außerdem gibt es einen Vortrag über die Erntezeit in der Heimat, Singen und Schabbern in fröhlicher Runde. Der Preis für die Kaffeetafel beträgt 2 €. Gäste sind herzlich willkommen.

Hamm/Horn – Sonntag, 20. Oktober, 14 Uhr, Herbstfeier in der Altentagesstätte Horn, Am Gojenboom, gleich neben dem U-Bahnparkplatz Horner Rennbahn. Nach der gemeinsamen Kaffeetafel mit selbstgebackenem Kuchen gibt es wieder Humor und Tanz mit Peter. Tischreservierungen auf Wunsch bitte bei Siegfried Czernitzki, Telefon (0 40) 6 93 27 24. Alle Gäste und Freunde des deutschen Ostens sind willkommen.

Harburg/Wilhelmsburg – Montag, 23. September, 16 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Mekkelfeld, Höpenstraße 88 (mit dem Bus 443 bis Waldquelle).

HEIMATKREISGRUPPEN

Elchniederung – Mittwoch, 2. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest in den ETV-Stuben, Bundesstraße 96/ Ecke Hohe Weide, Eimsbüttel (U-Bahn Christuskirche). Mit kleinen Erzählungen aus der Heimat und frohen Liedern wird gefeiert. Der Eintritt ist frei, aber um eine Gabe für den Erntedanktisch wird gebeten.

Gumbinnen – Sonnabend, 28. September, 10 Uhr, Regionaltreffen im Hotel Tomfort, Langenhorner Chaussee 579, 22419 Hamburg. Zu erreichen mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. U 1 bis Ochsenzoll (dann 500 Meter zu Fuß) oder der Buslinie 292. Übernachtung möglich bei rechtzeitiger Anmeldung, Telefon (0 40) 5 27 80 81. Es wird Mittagessen und Kaffeetafel angeboten. Es gibt ein umfangreiches Programm und einen Infostand.

Heiligenbeil – Donnerstag, 3. Oktober, 14 Uhr, feiert die Gruppe ihr Erntedankfest im Haus der Heimat, Vor dem Holstentor 2. Zu erreichen mit der U 2 bis Messehallen. Bei Liedern, Gedichten, Vorträgen und viel Schabbern sollen einige fröhliche Stunden miteinander verbracht werden. Gäste sind herzlich willkommen. Kostenbeitrag 3 €. Anmeldung bei Lm. K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60, bis zum 30. September.

Insterburg – Freitag, 4. Oktober, Erntedankfest in der Postkutsche, Horner Landstraße 208.

Osterode – Sonntag, 13. Oktober, Erntedankfest in den ETV-Stuben, Bundesstraße 96, I.Stock, Hamburg-Eimsbüttel (Nähe U-Bahnhof Schlump). Es geht los mit einer gemeinsamen Kaffeetafel, danach Besinnliches und Heiteres zum Erntedankfest. Zur Gestaltung des Erntedanktisches kann jeder beitragen. Gäste sind willkommen. Eintritt 2 €.

Sensburg – Sonntag, 13. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg.

FRAUENGRUPPEN

Freitag, 27. September, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Sozialen Zentrum, Ludwig-Rosenberg-Ring 47, Hamburg-Bergedorf. Helga Berger hält einen Vortrag über „Ostpreußische Erntebräuche".

SALZBURGER VEREIN

Sonnabend, 5. Oktober, 13 Uhr, Treffen der Mitglieder und Freunde im Hotel St. Raphael, Adenauerallee 41, Hamburg. Es gibt unter anderem einen Vortrag des Dr. Husen von der Landsmannschaft Ostpreußen mit Lichtbildern. „Ostpreußen – Stationen einer Geschichte".

OSTPREUSSENCHOR

Donnerstag, 3. Oktober, 15 Uhr, Benefizkonzert für die Flutgeschädigten, Erlöserkirche, Berliner Tor, Ecke Klaus-Groth-Straße/Jungestraße mit vielen bekannten schönen Liedern, wie zum Beispiel Variationen von Schuberts „Die Forelle". Nähere Informationen bei Ilse Schmidt, Telefon (0 40) 2 54 39 35.

Landesgruppe Baden-Württemberg



Vors.: Günter Zdunnek, Postfach 12 58, 71667 Marbach. Geschäftsstelle: Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart

Esslingen – Donnerstag, 10. Oktober, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Saal des „Waldheims", Esslingen-Zollberg. Es gibt unter anderem eine Videovorführung mit einem Großbildprojektor.

Freiburg – Sonnabend, 12. Oktober, 15.30 Uhr, Hotel Deutscher Kaiser, Günterstalstraße. Vortrag mit Musik: „E.T.A. Hoffmann: Das Märchen vom Nußknacker bei Tschaikowski."

Heidelberg – Sonntag, 13. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum „Tag der Heimat" im Spiegelsaal Palais „Prinz Carl". Festredner ist Dr. Carl A. Lamers, Mitglied des Deutschen Bundestages und CDU-Kreisvorsitzender.

Lahr – Sonnabend, 5. Oktober, 18 Uhr, Erntedankfeier im Gasthaus Krone, Dinglinger Hauptstraße 4. – Donnerstag, 10. Oktober, 19 Uhr, Stammtisch in der „Krone". Gäste sind willkommen.

Stuttgart – Freitag, 11. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfeier der Frauengruppe mit Frau Lüttich im Haus der Heimat, Kleiner Saal.

Ulm/Neu-Ulm – Donnerstag, 10. Oktober, 14 Uhr, Treffen der Wandergruppe an der Haltestelle Heuweg (Bus 8), Einkehr im Sportheim Grimmelfingen. – Sonnabend, 12. Oktober, 14.30 Uhr, Schabbernachmittag in den „Ulmer Stuben".

Landesgruppe Bayern



Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg

Augsburg – Sonnabend, 28. September, 15 Uhr, Mitgliederversammlung in den Zirbelstuben. Es erwartet die Teilnehmer ein unterhaltsamer Nachmittag mit heiteren Geschichten, Anekdoten und Gedichten aus der Heimat.

Bamberg – Dienstag, 8. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Hotel Brudermühl, Schranne 1.

Erlangen – Donnerstag, 10. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Jugendzentrum Frankenhof, Großer Saal, zum „Tag der Heimat".

Fürstenfeldbruck – Sonntag, 29. September, 14 Uhr, 50-Jahr-Feier der Gruppe im großen Sitzungssaal des Landratsamtes unter der Schirmherrschaft von Landrat Thomas Karmasin. Geboten wird ein reichhaltiges Programm. Es wirken unter anderem mit, der Ostpreußische Sängerkreis München, die Tanzgruppe Thiemann, Germering und der Jesenwanger Viergesang. Im Mittelpunkt steht der Festvortrag des stellvertretenden Vorsitzenden der Landesgruppe Bayern, DI Christian Joachim. Auch Beiträge in ostpreußischer Mundart werden nicht fehlen. – Freitag, 11. Oktober, 14 Uhr, Erntedankfest im Wirtshaus auf der Lände.

Ingolstadt – Sonntag, 13. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchener Straße 8.

München/Karlsfeld – Sonnabend, 28. September, 15 Uhr, Erntedankfest in der „Zirbelstube", im Bürgerhaus.

Landesgruppe Hessen



Vors.: Anneliese Franz, geb. Wlottkowski, Telefon und Fax (0 27 71) 26 12 22, Hohl 38, 35683 Dillenburg

Bergstraße – Freitag, 4. Oktober, 19 Uhr, veranstaltet die Gruppe im Hotel Am Bruchsee ihre traditionelle „Preußische Tafelrunde". Die bekannte Autorin Ulla Lachauer liest „Ritas Leute – eine deutsch-russische Familiengeschichte". Musikalische Umrahmung mit Schülern des Litauischen Gymnasiums. Als Menü steht Putensteak mit Reis und Gemüse sowie Dessert auf dem Speiseplan. Gäste sind herzlich willkommen, auch Rußlanddeutsche. Anmeldungen umgehend bei Hans-Ulrich Karalus, Heinrich-Heine-Straße 10, 64646 Heppenheim, Telefon (0 62 52) 7 35 25.

Eschwege/Werra – Das „Herder-Institut" in der Universitätsstadt Marburg war das Ziel der Reise. Diese Institution ist zu Ehren des ostpreußischen Philosophen und Dichters aus Mohrungen „Johann Gottfried von Herder (1744–1803) benannt. Hier wurde die Gruppe von Dr. Rautenberg begrüßt und in die „Wissenschaftliche Serviceeinrichtung für historische Ostmitteleuropa-Forschung" eingeführt. Die weiteren Ansprechpartner Dr. Jürgen Warmbrunn (Bibliothek), Dr. Dietmar Popp (Bildarchiv), Dipl.-Ing. Wolfgang Kreft (Kartensammlung) und Dr. Peter Wörster (Dokumentensammlung) unterhielten die Gruppe mit interessanten und lebhaften Vorträgen. Im Bückings-Garten am Landgrafenschloß (13. bis 15. Jahrhundert) mit herrlichem Blick über die historische Stadt nahm man das Mittagessen ein. Ein kurzer Spaziergang am Schloß bevor man vom höchsten Punkt wieder in die Altstadt mußte und in der „Elisabethkirche" (13. Jahrhundert) eine wohlverdiente Ruhepause genoß. Unterwegs wurde noch ein kurzer Zwischenstop gemacht und trotz aller Anstrengungen erreichten die Teilnehmer pünktlich Eschwege.

Frankfurt/Main – Donnerstag, 10. Oktober, 14 Uhr, Spiele-Nachmittag im Haus der Heimat. – Montag, 14. Oktober, 14 Uhr, Treffen zum Erntedank.

Hanau – Die Gruppe machte eine Sieben-Tage-Fahrt an die südliche Weinstraße. Quartier wurde in Schweigen-Rechtenbach im Schweigener Hof gemacht. Da dort gerade das Weinfest stattfand, konnte man gleich den guten Wein genießen. Am nächsten Tag besuchte man die hübsche Fachwerkstadt Bad Bergzabern. Am darauffolgenden Tag ging es nach Straßeburg. Die Stadtrundfahrt führte vorbei an der evangelischen Thomaskirche, St. Nikolaus aus dem 14. Jahrhundert, der Kaiserpfalz und dem Palais. In der Mitte das Denkmal der Mutter Elsaß mit ihren zwei toten Söhnen im Arm. Der eine gefallen für Frankreich, der andere für Deutschland. Zu Fuß geht es weiter zum Palais Josephine, vorbei an der Storchenfarm. Am Nachmittag ging es in das Hanauer Land. Der nächste Ausflug führt an die französische Weinstraße, von Molheim nach Thamm. Im Ebersmünster wird die älteste Barockkirche mit der herrlichen Silbermann-Orgel besucht. Dann ging es nach Kaysersberg, dem Geburtsort Albert Schweizers. In einem urigen Lokal ließ man sich das Essen schmecken. Nach einem Kurzbesuch eines Spirituosenmuseums ging es nach Riquewier, einer schönen alten Stadt mit dem ältesten Holzfaß, das noch in Betrieb ist. Der letzte Ausflug führte ins Dahner Felsenland mit dem Teufelstisch. In Flemingen fand dann noch ganz spontan eine Weinprobe statt. Am letzten Tag wurden Spaziergänge in die nähere Umgebung, vor allem durch die Weinberge und das schöne alte Weißenburg gemacht. Ein fröhlicher Abschiedsabend bildete den Abschluß. Organisiert hatte diese Reise der 1. Vorsitzende Gerhard Mattekat.

Wiesbaden – Dienstag, 8. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Wappensaal, Friedrichstraße 35, Erntedankfest.



Erinnerungsfoto 1295

Eine Klasse der Insterburger Winterschule 1942/43 – *Unsere Leserin Jutta Pape schickte uns dieses Foto. Wer erkennt sich wieder oder kann Auskunft geben? Zuschriften unter dem Kennwort „Erinnerungsfoto 1295" an die Redaktion* Das Ostpreußenblatt, *Parkallee 84/86, 20144 Hamburg.*

Landesgruppe Niedersachsen



Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Irmgard Börnecke, Mühlenstraße 22a, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 60 92 68.

Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Kreuzgarten 4, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Waltraud Ringe, Maienstraße 10, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 57 70 69. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Wilhelm Czypull, Wintershall-Allee 7, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 28 71.

Delmenhorst – Sonnabend, 12. Oktober, 18.30 Uhr, traditionelles Erntedankfest im Hotel Thomsen. Bei der Anmeldung angeben ob Schlachtplatte oder Putenschnitzel gewünscht werden. Anmeldung bis spätestens 5. Oktober bei Irmgard Lange, Telefon 5 02 26 oder bei Kurt Mertins, Telefon 6 18 30. Für ein abwechslungsreiches Programm ist gesorgt. Eintritt und Essen kosten 14 €.

Landesgruppe Nordrhein-Westfalen



Vors.: Dr. Dr. Ehrenfried Mathiak. Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 178, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bochum – Sonnabend, 12. Oktober, 19 Uhr, Heimatnachmittag im Zeichen des Erntedankfestes im katholischen Pfarrsaal, Hölterweg 4. Mitwirkende sind: der Chor der Gruppe, Leitung Georg Grams, Mitglieder der Kreisgruppe, Tanz- und Unterhaltungskapelle Delberg. Anschließend Tanz und gemütliches Beisammensein. An die Gartenfreunde geht die Bitte Obst und Gemüse für die Dekoration der Erntebühne mitzubringen.

Dortmund/Gruppe Königsberg – Im Verlauf der Parallelzusammenkünfte wurde aus dem Bestand der Kulturabteilung der Landsmannschaft Ostpreußen, Dias aus der Provinz zwischen Weichsel und Memel vorgeführt. Ergänzt und gegenübergestellt wurden diese durch Bilder von heute. Auch wenn die Gegenwartsaufnahmen keine befriedigenden und positiven Aussagen machten, bedeuteten sie für die Landsleute eine geistige Heimkehr nach Hause. Es fehlte auch nicht der Bericht der zweiten Ostfahrt 2002, dem die Bekanntgabe der Reisen für das kommende Jahr folgte. Erneut sind für die Monate Juni und Juli zwei Reisen nach Königsberg vorgesehen. Vom 13. bis 22. Juni führt die erste Fahrt nur nach Königsberg, lediglich bei Hin- und Rückfahrt in Köslin und Schneidemühl unterbrochen. Dieser Reise folgt dann vom 11. bis 20. Juli eine zweite Exkursion in Richtung Pregel, die allerdings ab Dortmund zunächst nach Kiel führt, und von dort mit dem Schiff nach Memel. Danach geht es über die Kurische Nehrung nach Königsberg, und von hier bei der Rückfahrt über Nikolaiken (zwei Übernachtungen) in Masuren über Thorn nach Posen, und von dort zurück an den Ausgangspunkt der Reise. Diese jährlichen Ostreisen, von einem Süddeutschen Reiseveranstalter hervorragend organisiert, versprechen auch im kommenden Jahr wieder erfolgreich zu verlaufen. Es haben sich bereits die ersten Teilnehmer angemeldet. Da diese Wege ins Gestern, auch von vielen nicht in Dortmund wohnenden Landsleuten gern genutzt werden, sollten sich Interessenten dieser Exkursionen zeitig melden, um für den Fall der Fälle eine zusätzliche Fahrt einrichten zu können. Auskünfte zu den angebotenen Reisen, nebst der nächsten Veranstaltung der Gruppe erteilt Horst Glaß, Hörder Straße 55, 44309 Dortmund, Telefon und Fax (02 31) 25 52 18.

Gütersloh – Sonnabend, 5. Oktober, 20 Uhr, Herbstfest der Frauengruppe mit Tombola bei Müterthies-Wittag, Neuenkirchener Straße 264. Hierzu sind alle Freunde herzlich eingeladen. Für die richtige Stimmung sorgt die Band „Blue Velvet" aus Harsewinkel. Einlaß ab 19 Uhr, Karten gibt es nur an der Abendkasse. – Mittwoch, 9. Oktober, 15 Uhr, 10. Ostdeutscher Frauentag im Güterloher Brauhaus. Auch die Herren sind herzlich eingeladen. In diesem Jahr lautet das Thema: „Wir

Fortsetzung auf Seite 20

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben

Heimattreffen 2002

28. /29. September, **Bartenstein,** Jubiläumstreffen in der Festhalle von Schorzberg/Württemberg.
4. /5. Oktober, **Elchniederung:** Kirchspieltreffen Gowarten, Groß Friedrichsdorf und Kreuzingen im Kurhaus, 31542 Bad Nenndorf.
5. Oktober, **Ebenrode (Stallupönen):** Kirchspieltreffen Schloßbach, Gerhart-Hauptmann-Haus, Bismarckstraße 90, Düsseldorf.
5. Oktober, **Heilsberg:** Hauptkreistreffen der Kreisgemeinschaft im Kolpinghaus, St.-Apern-Straße, Köln.
5. /6. Oktober, **Schloßberg:** Langenfelder Dorftreffen im Hotel „Zum Alten Brauhaus" in Hofgeismar.
11. –13. Oktober, **Insterburg,** Jahreshaupttreffen im Stadtwaldhaus, Krefeld.
12. Oktober, **Angerapp (Darkehmen):** Treffen der Friedrichsberger in Hiddenhausen.
19. /20. Oktober, **Angerapp (Darkehmen):** Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft Angerapp in Ahrensburg.
19. –26. Oktober, **Johannisburg:** Kirchspiel- und Dorftreffen Drigelsdorf in Holzhausen.
1. –3. November, **Heiligenbeil:** Kirchspieltreffen Brandenburg im „Helmut-Tietje-Haus", Jugendherberge, Verdener Straße 104, Rothenburg/Wümme.
30. November, **Braunsberg:** Braunsberger Adventstreffen im Hotel Handelhof, Friedrichstraße, Mülheim/Ruhr.
30. November, **Gumbinnen:** Regierungsbezirks-Regionaltreffen im „Landhotel Spornitz", 19372 Spornitz bei Parchim.
7. Dezember, **Gumbinnen:** Kreisgruppentreffen im „Haus der Heimat", Vor dem Holstentor 2, 22355 Hamburg.

Fischhausen



Kreisvertreter: Louis-Ferdinand Schwarz. Geschäftsstelle: Telefon (0 41 01) 2 20 37 (Dienstag, Mittwoch, Donnerstag 9–12 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg

Seestadt Pillau – Während des Heimattreffens wurde die Gemeinschaftsvertretung der Heimatgemeinschaft neu gewählt. Ihr gehören für vier Jahre an: Kirsten Bartz (Wistedt), Bruno Dilba (Kiel), Rudhard G. Frank (Wertheim) Hans-Peter Glashoff (Eckernförde), Siegfried Görke (Neu Jabel), Lieselotte Gonschorrek (Viernheim), Hanna Hafener (Rostock-Warnemünde), Günter Hömke (Eckernförde), Eberhard Jelonnek (Faßberg), Fritz Kleinfeldt (Hofheim), Bernhard Klupsch (Hamburg), Horst Koske (Winsen/Luhe), Erich Lau (Eckernförde), Bernhard Lindenberg (Lohmar), Ingrid Petersen (Gifhorn), Ernst Petscheleit (Dannenberg/Elbe), Alfred Pokern (Monheim), Elfriede Schaedler (Neustadt a.d.W.), Hildegard Schaedler (Neustadt a.d.W.), Rosemarie Schmidt (Pinneberg), Werner Umlauff (Kiel-Holtenau), Günter Wiese (Lüneburg), Hildegard Wilkens (Hamburg), Dr. Bernd Wöbke (Gelnhausen).

Gerdauen



Kreisvertreter: Dirk Bannick, Telefon (0171) 5 27 27 14. Geschäftsstelle: Karin Leon, Am Stadtgraben 33, 31515 Wunstorf, Telefon und Fax (0 50 31) 25 89

Grenzübergang bei Langmichel – Wie die Konsularabteilung der Polnischen Botschaft in Berlin auf Anfrage mitteilte, ist der lange angekündigte Grenzübergang an der Straße von Barten nach Gerdauen (zwischen Langmichels und Hochheim) inzwischen geöffnet, allerdings „nur für die Bürger der Republik Polen und Russischen Föderation ... und nur für Fahrräder". Der Anfang diesen Jahres geöffnete Grenzübergang Goldap/Gumbinnen ist dagegen nach Auskunft der Botschaft „durchgehend geöffnet für Personenverkehr (keine Einschränkungen) mit Pkw und für Fußgänger als auch örtliche Omnibusse (keine anderen) sowie Warenverkehr mit Lkw bis zu einem zulässigen Gesamtgewicht von 7,5 Tonnen zugelassen".

Diamantene Konfirmation – Für alle Landsleute aus der Stadt und dem Kreis Gerdauen, die 1927 bis 1929 geboren sind, organisiert unsere Kirchspielvertreterin Christel Knauer eine Feier zur Diamantenen Konfirmation im Berliner Dom, die am 6. April 2003 stattfindet. Interessierte Landsleute melden sich bitte (auch mit Quartierwünschen) bei Christel Knauer, Selerweg 42, 12169 Berlin, Telefon (0 30) 7 95 30 54.

Gumbinnen



Geschäftsstelle: Stadt Bielefeld (Patenschaft Gumbinnen), Niederwall 25, 33602 Bielefeld, Tel. (05 21) 51 69 64 (Frau Niemann). Kreisvertreter: Arthur Klementz, Siebenbürgener Weg 34, 34613 Schwalmstadt, Telefon und Fax (0 66 91) 91 86 98 (Büro) und (0 66 91) 2 01 93

49. Bundestreffen der Gumbinner und Salzburger in der Patenstadt Bielefeld – In der Gesamtschule Stieghorst, Bielefeld, fand das 49. Bundestreffen der Gumbinner statt. Bei strahlendem Spätsommerwetter waren die Gäste aus allen Teilen Deutschlands angereist. Auch der Bürgermeister aus Gumbinnen (Gusew), Anatoly Trifonow, war in Begleitung von Viktor Perepelow, dem Hoteldirektor des Kaiserhof in Gumbinnen angereist, um damit die freundschaftliche Verbundenheit mit den Gumbinnern zu zeigen. Sie führten auch Gespräche mit dem Vorstand der Kreisgemeinschaft Gumbinnen und Vertretern der Stadt Bielefeld über Probleme, die alle angehen. Das offizielle Programm begann am Sonnabend mit der Kreisversammlung, die von 55 stimmberechtigten Landsleuten und vier Gästen besucht war. Der Kreisvorstandvorsitzende Arthur Klementz, die Schatzmeister, der Schriftleiter des Heimatbriefs und der Leiter des Kreisarchivs gaben ihre Rechenschaftsberichte für das abgelaufene Geschäftsjahr 2001 ab. Nachdem die Kassenprüfer über ihre Kassenprüfung, die keine Beanstandungen ergaben, berichtet hatten, wurde dem gesamten Vorstand Entlastung erteilt. Der Vorsitzende Arthur Klementz erklärte danach, daß er aus familiären und gesundheitlichen Gründen sein Amt zum 31. Dezember 2002 niederlegen würde. In der darauf erforderlichen Neuwahl des Vorsitzenden wurde Lm. Eckhart Steiner einstimmig zum neuen Vorsitzenden gewählt. Er wird das Amt am 1. Januar 2003 antreten. Abschließend berichteten noch die Vertreter der Stiftung Gumbinnen, der „Ehemaligen" und der Salzburger. Der Nachmittag stand verschiedenen Einzelgruppen und den persönlichen Gesprächen zur Verfügung.

Feierstunde zum Auftakt – Der Sonntag begann mit einer Feierstunde, bei der als Ehrengäste Detlef Helling, Bürgermeister der Patenstadt Bielefeld, Gerhard Henrichsmeier, Bezirksvertreter des Stadtbezirks Bielefeld-Stieghorst, Margot Bergmann, stellvertretende Vorsitzende des Salzburger Vereins, Manfred Endreß, Vorsitzender des Wansener Heimatvereins, Dr. Eckehard von Wallenberg, Ehrenvorsitzender der Kreisvereinigung der ostdeutschen Landsmannschaft Bielefeld, Dietmar Balschun, Pfarrer in Ruhe und die Ehrenmitglieder der Kreisgemeinschaft Gumbinnen Dietrich Goldbeck und Gerhard Brandtner begrüßt werden konnten. Nach einer kurzen Andacht, dem Totengedenken, den Grußworten der Ehrengäste und dem Bericht des Kreisvorsitzenden wurde Heinz-Hermann Rottmann das Verdienstabzeichen und Bernhard Reinhardt das Ehrenzeichen der Landsmannschaft verliehen. Lm. Karl-Friedrich von Below erhielt die Ehrenmitgliedschaft der Kreisgemeinschaft Gumbinnen. Während des gesamten Treffens gab es für die Teilnehmer viel Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen. Ein Informationsstand mit einem Literaturangebot war ebenfalls vorhanden. Besonderes Interesse fand eine von dem Archivleiter, Lm. Goldbeck, mit großer Sorgfalt zusammengestellte Ausstellung in einem Nebenraum. Gegen 16 Uhr war das Treffen beendet. Das nächste Bundestreffen der Gumbinner soll am Sonnabend und Sonntag, dem 13. und 14. September 2003, in Bielfeld stattfinden.

Heiligenbeil



Kreisvertreter: Siegfried Dreher, Telefon (0 41 02) 6 13 15, Fax (0 41 02) 69 77 94, Papenwisch 11, 22927 Großhansdorf

Ehrungen beim Kreistreffen 2002 – Für Treue, für ehrenamtliche Mitarbeit, für das Bekenntnis zur Heimat über einen langen Zeitraum wurden in Burgdorf anläßlich der Mitgliederversammlung am 7. September folgende Landsleute und Mitarbeiter geehrt und ausgezeichnet: mit der Goldenen Ehrennadel und Urkunde der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil: Erwin Felsch, ab 1981 bis 1997 Kirchspielvertreter von Brandenburg, danach bis heute Stellvertreter des Kirchspielvertreters. Otto Grohnert, seit 1958 Ortsvertreter von Barsen, außerdem seit 1984 Kirchspielvertreter von Pörschken. Mit der Silbernen Ehrennadel mit Urkunde wurden ausgezeichnet: Ruth Dammeyer, geb. Wetzke, Ortsvertreterin von Ludwigsort, Ewald Hess, Ortsvertreter von Thomsdorf, Georg Jenkner, Kassenwart, Familienforscher und Buchautor, Vorstandsmitglied, Irma Keller, geb. Hamann, Ortsvertreterin von Leisuhnen, Horst Labrenz, Ortsvertreter von Gr. Klingbeck, Dia-Vorträge, Fotoarbeiten für die Kreisgemeinschaft, Horst Neumann, Orstvertreter von Lauterbach, 2. Kirchspielvertreter von Hermsdorf-Pellen, Vorstandsmitglied, Günter Neumann-Holbeck, Ortsvertreter von Follendorf, 1. Kirchspielvertreter von Balga, Ernst Schulz, Ortsvertreter von Lindenau, Willy Thal, Ortsvertreter von Sonnenstuhl, Ilse Thomann, geb. Kewitz, Heiligenbeil-Stadt, Kreisfotoarchiv. Mit der Treueurkunde der Landsmannschaft Ostpreußen wurden ausgezeichnet: Rudi Färber, Ortsvertreter von Birkenau, Martin Schröder, Ortsvertreter von Sargen, Eva-Maria Teichmann, geb. Prang, Ortsvertreterin von Vogelsang, Frieda Weise, geb. Thiel, aus Lank gemeinsam mit Ehemann Herbert Weise. Die Kreisgemeinschaft gratuliert herzlich zu den Auszeichnungen.

Unsere Heiligenbeiler Kreisgruppe in Brandenburg – Am 12. Oktober wird das Erntefest gefeiert. Um 15 Uhr beginnt es in 14197 Berlin, Kreuznacher Straße 29, im Restaurant „Sternstunde". Das ist in der Nähe vom Breitenbacher Platz und sowohl mit der U-Bahn als auch mit den Bussen Nr. 101, 348 und 383 zu erreichen. Für den Erntetisch wird wieder um Gaben gebeten, die dann anschließend verlost werden. Das Gedeck Kaffee und Kuchen kostet 3,50 Euro, ein weiteres großes Angebot an kalten und warmen Gerichten sowie Getränken ist vorhanden. Jeder ist herzlich willkommen.

Heilsberg



Kreisvertreter: Aloys Steffen, Telefon (02 21) 41 30 71, Telefax 41 75 93, Telefon privat (0 22 34) 7 19 06, Remigiusstraße 21, 50937 Köln

Kreistreffen 2002 – Liebe Landsleute, an alle noch Unentschlossenen und an diejenigen, die die bereits erfolgten Einladungen und Hinweise zu unserem diesjährigen Kreistreffen übersehen haben, ergeht dieser Aufruf: Kreistreffen 2002, am 5. und 6. Oktober in Köln. Das Programm sieht wie folgt aus:

Sonnabend, 5. Oktober – 10 Uhr: Hl. Messe mit Pallotinerpater Lothar Zimmermann, Heilsberg/Kettig in „St. Maria in der Kupfergasse", Schwalbengasse 1, 50667 Köln. 11 Uhr: Frohes Wiedersehen im großen Saal des Kolpinghaus International, St.-Apern-Straße 32, 50667 Köln. Als Programmpunkte sind vorgesehen: 1. Ansprache des Kreisvertreters, 2. Hermann Wischnat trägt aus seinen Werken vor, 3. Der Chor der Deutschen Minderheit Heilsberg singt für und mit uns Lieder aus der Heimat, 4. Andreas Vollet läßt seine Trompete erklingen. 18 Uhr: Gemütlicher Ausklang im Albert-Schröder-Zimmer des Kolpinghaus International.

Sonntag, 6. Oktober – 10 Uhr: Treffen mit Gelegenheit zum gemeinsamen Frühstück im Restaurant des Kolpinghaus International, 11 Uhr: Besichtigung und Führung durch das Käthe-Kollwitz-Museum in Köln. Kommen Sie zahlreich zu unserem Treffen, sagen Sie es weiter und bringen Sie Freunde und Bekannte mit. Nutzen Sie die Möglichkeit eines erneuten Zusammentreffens auch mit unseren Landsleuten, die jetzt noch in unserer Heimat leben.

Übernachtungsmöglichkeiten – Günstige Übernachtungsmöglichkeiten bestehen im Tagungshaus unter Bezugnahme auf unsere Veranstaltung – soweit verfügbar: Kolpinghaus International, St.-Apern-Straße 32, 50667 Köln, Telefon (02 21) 2 09 30.

Königsberg-Stadt



Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Tel. (02 03) 2 83-21 51

Fehlerteufel – In der Folge 37 ist die Telefonnummer von Ernst Stoermer falsch. Die richtige Nummer lautet: (07 31) 3 09 08.

Vereinigung ehemaliger Schüler und Lehrer des Löbenichtschen Realgymnasiums – Unsere Jahreshauptversammlung vom 6. bis 9. Oktober in Stadtallendorf rückt immer näher. Schon angemeldet? Die Anmeldung bitte direkt vornehmen: Parkhotel, Schillerstraße 1, 35260 Stadtallendorf, Telefon (0 64 28) 70 80 oder Fax (0 64 28) 70 82 59. Auf ein fröhliches Wiedersehen.

Treffen der Sackheimer Mittelschüler – In dem direkt an der Donau gelegenen Hotel Maritim begrüßte unser Vorsitzender Gerd Minuth 56 ehemalige Schulkameraden und Schulkameradinnen und Freunde unserer Schulgemeinschaft. Günter Walleit übermittelte anschließend Grüße der Daheimgebliebenen, von dem Ehrenvorsitzenden Willi und Charlotte Krause, von Fritz und Else Kubbutat, Fritz Groß aus Hannover, Margarete Krämer aus Aschendorf, Peter und Anneliese Gräber und Ilona Timm. Bei einem erfrischenden „Pils" ließ es sich anschließend gut plachandern. Auf der Fahrt in die Schwäbische Alb war das erste Ziel das Benediktiner-Kloster Blaubeuren. Die Klosterkirche ist eine Gründung der Gräfin Adelheid aus Tübingen und beherbergt Schätze von dem Ulmer Gregor Erhart. Gleich hinter dem Kloster befindet sich eine der schönsten Quellen Deutschlands, „Blautopf" genannt. In 20 Metern Tiefe des „Blautopfs" beginnt eine Höhle, die mehr als 1.000 Meter lang ist. In Zwiefalten besuchten wir die Klosterkirche einer Benediktinergründung aus Hirsau aus den Jahr 1088. Wir sahen einzigartig gestaltete und vergoldete Skulpturen des Spätbarock. Der Bus fuhr uns weiter zum Schloß Lichtenstein, ein Bau im neugotischen Stil. Von dieser Höhe sahen wir weit in die Schwäbische Alb. Am Abend eröffnete Gerd Minuth die Mitgliederversammlung. Während einer Gedenkminute gedachten alle Anwesenden der verstorbenen Schulkameraden wie Franz Nieswand, Günter Jobke, Kurt Andrich und der Schulkameradin Käthe Kowalkowski. Minuth trug seinen Rechenschaftsbericht vor. Dabei verkündete er die jetzige Mitgliederzahl 242. Der 1. Vorsitzende bedankte sich bei all denen, die zu den Vorarbeiten zu diesem Treffen in Ulm beigetragen haben, hier nannte er Gerhard Spitz aus Hechingen. Die Mitgliederversammlung entschied sich für eine Neuwahl des alten Vorstandes, der die Entscheidung annahm. Das nächste Jahrestreffen findet in der Zeit vom 25. bis 28. Juli 2003 in Bad Breisig statt. Die Organisation für dieses Treffen liegt bei Margot Pulst.

Stadtrundgang durch Ulm – Sonnabendmorgen zeigte uns eine Stadtführerin die alte Reichsstadt, insbesondere die Altstadt, mit dem Rathaus aus dem 15. Jahrhundert. Faszinierend der Ulmer Münster, eine gigantische Kathedrale in der bis zu 20.000 Menschen Platz finden. Reiche Bürger spendeten für diesen Bau mit seinen welthöchsten Kirchturm (161 Meter). Ein Schwäbisches Schlemmerbüffet erwartete uns zu Beginn des festlichen Abends. Ein Alleinunterhalter spielte zum Tanz auf. In den Pausen gab es Ehrungen für Gerhard Spitz, der vor 70 Jahren mit dem Einjährigen die Schule verließ, bei Eva Hein und Lothar Köwis war das vor 60 Jahren der Fall. Geehrt wurde auch Traudchen Schmidt mit einer Ehrenurkunde für ihre 40jährige Mitgliedschaft. Die Jubilare erhielten edles Königsberger Marzipan und ein Piccolo. Auch das Geburtstagskind Meta Schirmacher erhielt ein Präsent. Den Bunten Abend gestalteten die Sackheimer Mittelschüler selbst. Sie packten alle ihre Schätze aus. Dabei wurde viel gelacht, geschmunzelt und die Vortragenden mit Beifall bedacht. Bis Mitternacht wurde gesungen, geschunkelt und bei guter Musik getanzt. Zum Abschluß des festlichen Abends sangen wir unter der musikalischen Leitung von

Fortsetzung auf Seite 20

Seefahrt:

Dem Vergessen entrissen

Taucher Ulrich Restemeyer entdeckt das Wrack des Flüchtlingsschiffes »Steuben« / Von Jan Heitmann

Sie gehört zu den größten Schiffskatastrophen, die sich je in der Welt ereigneten, doch seit mehr als einem halben Jahrhundert gilt sie als die vergessene – oder besser, die verdrängte – Katastrophe: die Versenkung des Flüchtlings- und Verwundetentransporters „Steuben" am 10. Februar 1945. Das Schiff fiel dem sowjetischen U-Boot S-13 zum Opfer, dessen Torpedos zehn Tage zuvor bereits die „Wilhelm Gustloff" auf den Grund der Ostsee geschickt hatten. So wurde die „Steuben" für über 3.600 Menschen zur letzten Ruhestätte. Doch während der Untergang der „Wilhelm Gustloff" immer wieder in Büchern, Berichten und Filmen geschildert wurde, legte sich über das Schicksal der „Steuben" und ihrer hilflosen Passagiere der Schleier des Vergessens.

Jetzt hat der Wracktaucher Ulrich Restemeyer (44) aus Paderborn die Tragödie dem Vergessen entrissen. In der Ostsee, 16 Seemeilen querab von Stolp, entdeckte er in nur 23 Metern Tiefe das Wrack der „Steuben". Der ehemalige Oberfähnrich Gerhard Döpke aus Bielefeld, der als verwundeter Flieger auf das Schiff gekommen war und sich in eines der wenigen Boote hatte retten können, hatte den Taucher auf die Spur der „Steuben" gesetzt. Drei Jahre lang suchte der gelernte Versicherungskaufmann Restemeyer nach dem Wrack. An der Expedition beteiligten sich zwölf weitere Taucher.

Der Torso der „Steuben" ist durch die Explosionen und die starke Unterwasserströmung stark beschädigt und mit Schleppnetzen überzogen, die Fischer dort verloren haben. Deshalb stieß die Identifizierung des Wracks zunächst auf Schwierigkeiten. Doch der Schiffbauexperte Frank Döscher aus Bad Oeynhausen konnte helfen. Er konnte die Schiffsschraube und das Ruderblatt eindeutig dem gesunkenen Flüchtlingsschiff zuordnen. An eine Hebung denkt der Wracktaucher allein schon aus Kostengründen nicht. So wird die „Steuben" wohl für immer ein Seekriegsgrab bleiben. Ihr Untergang ist nach der Versenkung der Flüchtlingsschiffe „Goya" und „Wilhelm Gustloff" die drittgrößte Schiffskatastrophe, die sich während der gewaltigen Rettung über See in den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges ereignete. Sie gilt als eine der größten Schiffskatastrophen überhaupt. Zum Vergleich: Beim Untergang der „Titanic" fanden „nur" 1.517 Menschen den Tod.

Die dramatischen Stunden, als die „Steuben" in den eiskalten Fluten der Ostsee versank, sind noch in den Archiven und der Erinnerung der Überlebenden und ihrer Retter gegenwärtig. Über den Werdegang dieses einstmals so stolzen Schiffes weiß dagegen kaum jemand mehr etwas zu berichten.

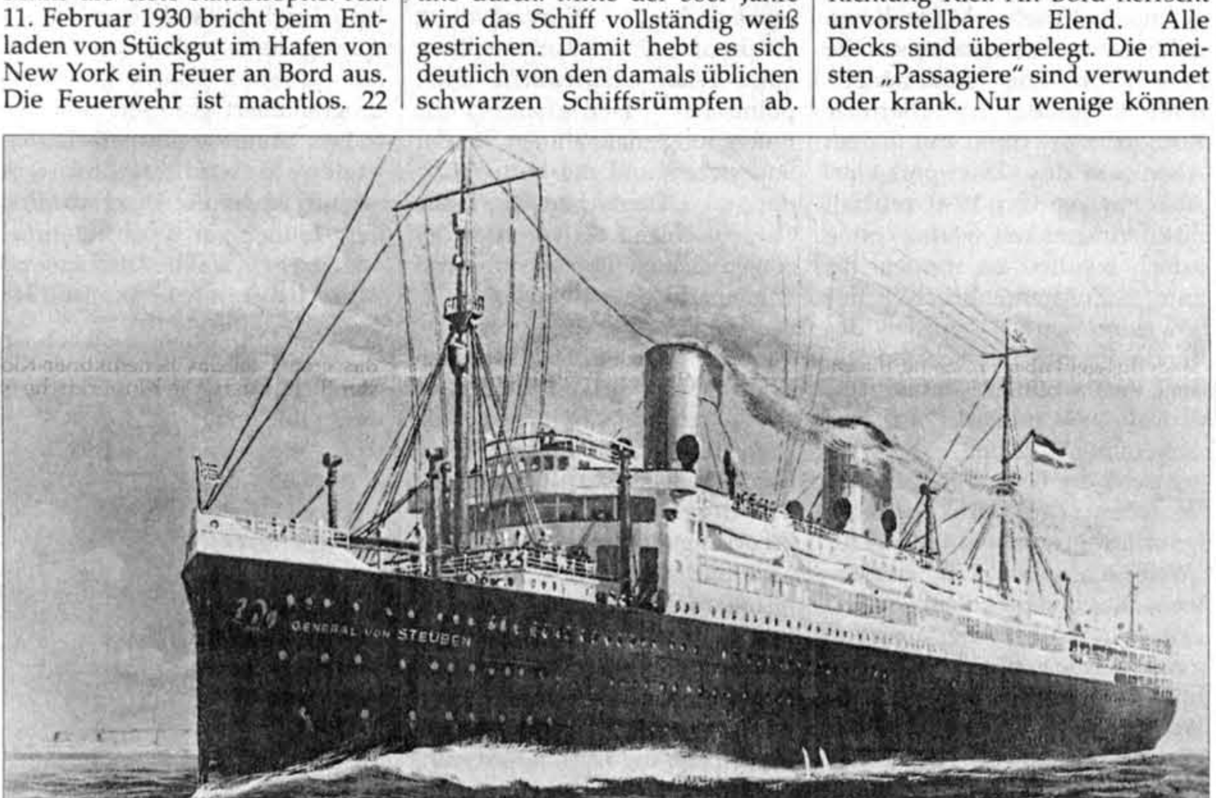
Als »München« erfolgt 1923 die Indienststellung

Es ist die wirtschaftlich schwere Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als das Schiff 1923 von der Bremer Reederei Norddeutscher Lloyd unter dem Namen „München" in Dienst gestellt wird. Gemeinsam mit der Hamburger Hapag will der Norddeutsche Lloyd wieder im Transatlantikdienst Fuß fassen. Dazu müssen erst einmal Schiffe gebaut werden. Denn der Krieg hat den größten Teil der deutschen Handelsflotte vernichtet. Den Rest haben sich die Siegermächte einverleibt. Nur vier Jahre nach Kriegsende gibt der Norddeutsche Lloyd bei der Vulcan Werft AG in Stettin die Schwesterschiffe „München" und „Stuttgart" in Auftrag. Im Vergleich zu den riesigen Vorkriegsbauten sind sie mit einer Länge von 167,80 Metern und einer Tonnage von 13.325 Bruttoregistertonnen eher klein und bescheiden. Doch sie sind modern eingerichtet und überdurchschnittlich gut ausgestattet.

Ihre Jungfernfahrt führt die „München" im Juni 1923 von Bremerhaven nach New York. Bis 1930 fährt das Schiff hauptsächlich als Dreiklassenschiff im Nordatlantikverkehr. Seit 1925 wird es gelegentlich auch für „Erholungsreisen zur See" nach den atlantischen Inseln eingesetzt. Doch dann trifft das beliebte Schiff die erste Katastrophe. Am 11. Februar 1930 bricht beim Entladen von Stückgut im Hafen von New York ein Feuer an Bord aus. Die Feuerwehr ist machtlos. 22 Stunden lang toben die Flammen in dem glühenden Rumpf. Das Schiff droht zu kentern, wird nur noch von der Kaimauer gestützt. In den Flammen finden der Bordelektriker und ein Feuerwehrmann den Tod. Die Brandursache bleibt ungeklärt.

Die „München" ist fast vollkommen ausgebrannt. Eigentlich ist das Schiff verloren. Doch seine Reeder lassen es notdürftig flottmachen und nach Bremen überführen. Hier wird das Schiff repariert und mit einer komplett neuen Inneneinrichtung versehen. Im Januar 1931 tritt es wieder in den Dienst der Reederei. Nur Eingeweihte wissen, daß sich hinter dem prachtvollen Dampfer der erste Nachkriegsneubau des Norddeutschen Lloyd verbirgt. Seeleute sind abergläubisch. Deshalb erhält das Schiff einen neuen Namen: „General von Steuben". Benannt ist es nach dem in den USA sehr populären Deutschen Friedrich von Steuben, einem Helden des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Nachdem die Lloyd-Schiffe traditionell nach Städten benannt wurden, will die Reederei mit dieser Namensgebung bewußt ein Zeichen der deutsch-amerikanischen Freundschaft setzen.

Doch das wiedererstandene Schiff wird kaum noch auf der Nordamerikaroute eingesetzt. Denn die riesigen und luxuriösen Schnelldampfer „Bremen", „Europa" und „Columbus" haben mittlerweile neue Standards im Transatlantikdienst gesetzt. Dies gilt auch für die Reisegeschwindigkeit. Während die „General von Steuben" auf der Reise von Bemerhaven nach New York im Durchschnitt neuneinhalb Tage unterwegs ist, benötigt die „Bremen" für diese Strecke nur die Hälfte der Zeit. Fortan wird die „General von Steuben" hauptsächlich für Erholungsreisen auf den klassischen Polar- und Nordkapfahrten sowie im Mittelmeerdienst eingesetzt. Von Venedig aus führt sie ihre legendären Hellasfahrten zu den Stätten der Antike durch. Mitte der 30er Jahre wird das Schiff vollständig weiß gestrichen. Damit hebt es sich deutlich von den damals üblichen schwarzen Schiffsrümpfen ab.



„Steuben": *Hier noch mit dem Namen „General von Steuben", mit schwarzem statt weißem Rumpf und mit der Handelsflagge der Weimarer Republik* **Foto: Sammlung Britta Heitmann**

Die „General von Steuben" ist jetzt ein reines Kreuzfahrtschiff. Durch einen umfangreichen Umbau und Modernisierungen werden großzügige und richtungsweisende Passagiereinrichtungen geschaffen. Der Speisesaal ist so groß, daß dort sämtliche Passagiere ihre Mahlzeiten gleichzeitig einnehmen können. So etwas hat es auf einem Fahrgastschiff noch nicht gegeben. Die Beliebtheit des Schiffes ist enorm, es ist bei jeder Fahrt bis auf die letzte Koje ausgebucht. Im November 1938 wird es in „Steuben" umbenannt. Angesichts der politischen Entwicklung erscheint den Eignern die Benennung nach einem US-amerikanischen Nationalhelden als nicht mehr zeitgemäß. Als „schöne weiße Steuben" – so wird für sie geworben – fährt sie als Einklassenschiff jetzt auch zu weit entfernten Zielen in Südamerika und Westindien. Sie gilt als das Schiff der Freude und der Lebenslust, als Traumschiff, das seine Passagiere in die schönsten Reiseparadiese der Welt entführt.

Doch dann bringt der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges jeglichen zivilen Schiffsverkehr zum Erliegen. Die „Steuben" wird in Kiel aufgelegt, von der Kriegsmarine beschlagnahmt und in Kiel und Danzig als Wohnschiff genutzt. Im August 1944 kommt sie wieder in Fahrt. Als Hilfslazarettschiff transportiert die „Steuben" Verwundete vom Rigaer Meerbusen nach den Häfen der westlichen Ostsee. Mit dem Vordringen der Roten Armee auf das Reichsgebiet beginnt das „Unternehmen Rettung", die Evakuierung der ostdeutschen Bevölkerung auf dem Seeweg. Viele erreichen mit der „Steuben" die rettenden Häfen in Schleswig-Holstein.

Am 10. Februar 1945 versinkt das Schiff

Am 9. Februar 1945 läuft das Schiff von Pillau zu seiner letzten Fahrt aus. An Bord sind 4.267 Menschen, fast ausschließlich verwundete Soldaten, Frauen und Kinder. Das Schiff verläßt den bereits von den sowjetischen Panzerspitzen bedrohten Hafen, steuert durch den Minenzwangsweg und nimmt westlichen Kurs Richtung Kiel. An Bord herrscht unvorstellbares Elend. Alle Decks sind überbelegt. Die meisten „Passagiere" sind verwundet oder krank. Nur wenige können sich selbst helfen. Das Sanitätspersonal kann sich nur notdürftig um die vielen Verwundeten kümmern. Und die Besatzung hat alle Hände voll damit zu tun, das Schiff sicher durch die nächtliche Ostsee zu steuern. Durch die sich überstürzenden Ereignisse ist die „Steuben" noch nicht offiziell als Lazarettschiff registriert. Sie fährt deshalb ohne den Schutz des Kriegsvölkerrechts vollständig abgeblendet und ohne das Kennzeichen des Roten Kreuzes. Den gleichen Kurs hat zehn Tage zuvor die unglückliche „Wilhelm Gustloff" genommen. Die Passagiere auf der „Steuben" wissen nichts von dem Verlust des Schiffes und den Gefahren. Sie fühlen sich geborgen. Schon am nächsten Abend werden sie in Kiel einlaufen. Dann werden sie in Sicherheit sein.

Es wird Mitternacht. Die „Steuben" hat die Untergangsstelle der „Wilhelm Gustloff" querab Stolpmünde passiert. Der Kapitän und die Kommandanten der Begleitboote beginnen aufzuatmen. Bald wird das Schlimmste überstanden sein. Denn weiter westlich sind bisher noch keine feindlichen U-Boote gesichtet worden. Doch das sowjetische U-Boot S-13 wartet in der Dunkelheit schon auf sein nächstes Opfer. Dessen Kommandant, Kapitän 3. Ranges Alexander Marinesko, ist ein ehrgeiziger Offizier. Er will unbedingt ein „Held der Sowjetunion" werden. Umso größer ist seine Freude, als er nach der Versenkung der gewaltigen „Wilhelm Gustloff" nun auch noch die große „Steuben" vor die Rohre bekommt. Später wird er behaupten, er habe das wehrlose Schiff für einen Kreuzer der Emden-Klasse gehalten.

Die Uhr auf der Brücke der Steuben zeigt 0.53 Uhr am 10. Februar, als Marineskos beiden Torpedos ihre tödlichen Treffer landen. Eine gewaltige Explosion erschüttert die „Steuben", die sich stark nach Steuerbord neigt. Der Kapitän versucht, die nahe Stolpe Bank zu erreichen, um sein Schiff dort auf Grund zu setzen. Doch es ist zu spät, die „Steuben" beginnt zu sinken. An Bord bricht Panik aus. Alles drängt nach oben. Niemand will auf dem sinkenden Schiff zurückbleiben. Das Schicksal der nicht gehfähigen Verwundeten allerdings ist besiegelt. Immer wieder dringen Pistolenschüsse durch die Räume des Schiffes. Viele Soldaten wollen lieber durch die eigene Kugel sterben, als elend zu ertrinken. Die Besatzung führt am Oberdeck in mustergültiger Disziplin die Rettungsaktion durch. Doch der Selbsterhaltungstrieb der Passagiere gewinnt die Oberhand. Menschen springen über Bord oder stürzen in die eiskalte See, klammern sich an Rettungsboote, bringen sie zum Kentern. Um Boote, Flöße und Rettungswesten entbrennt ein Kampf um Leben und Tod. Das Achterschiff stellt sich steil auf. Der Kapitän gibt seinen letzten Befehl: „Alle Mann vom Schiff." Dann gleitet die „Steuben" über den Bug in die Fluten.

Nur 15 Minuten nach den Torpedotreffern ist die „Steuben" von der Wasseroberfläche verschwunden. Die See ist bedeckt mit Toten und schreienden Menschen. Begleitschiffe können nur noch 656 Schiffbrüchige lebend bergen. Das ehemalige Traumschiff hat 3.600 Menschen, die meisten von ihnen verwundete Soldaten, mit auf den Grund der Ostsee genommen.

So ist das verrostete Wrack der „Steuben" ein Zeugnis vom „Unternehmen Rettung" geworden, dem zweieinhalb Millionen ostdeutscher Menschen und Soldaten ihr Leben verdanken. Im nächsten Jahr will Restemeyer, der 1991 auch schon das Wrack der „Wilhelm Gustloff" betaucht hat, zu einem weiteren Zeugnis dieses gewaltigen Rettungswerkes hinabtauchen: dem Dampfer „Goya". Das Schiff mit den sterblichen Überresten von fast 7.000 Menschen liegt auf dem Grund der Ostsee vor Danzig in internationalen Gewässern.

Viele Menschen halten den Untergang der „Wilhelm Gustloff" bis heute für den einzigen großen Schiffsverlust in der östlichen Ostsee. Ulrich Restemeyer hat mit seinem Tauchgang ein Schlaglicht auf das unfaßbare Grauen in der eiskalten Nacht des 10. Februar 1945 geworfen – auf die vergessene Tragödie der „Steuben". ■

Berliner Konferenz 1945:

Als Deutschland »

Nach dem Zweiten Weltkrieg entschiede
Doch wieso haben die Briten und Amerikaner,
zugelassen, daß Stalin seine besetzten Ge
Macht über wen? Ein Blick auf die Rahmer

Von Profes



Clement R. Attlee: *Nachdem seine Partei einen Tag zuvor die Unterhauswahlen gewonnen hatte, löste der Labour-Vorsitzende am 28. Juli 1945 Winston Churchill als Führer der britischen Konferenzdelegation ab.* Foto: Deutsches Historisches Museum

Als historische Tatsache wurde und wird in Ost und West nach wie vor wahrheitswidrig die „Berliner Konferenz" vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 im „Cecilienhof" in Potsdam als „Potsdamer Abkommen" mit völkerrechtlich gültigen Vereinbarungen, Konsequenzen und Vorgaben der Siegermächte dargestellt. An diesem Ort hatte auch Hitler vor der „Machtübernahme" zusammen mit Göring, Röhm und einigen weiteren Funktionsträgern der NSDAP den einstigen deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen besucht und ihm in der durchsichtigen Hoffnung auf dessen Sympathiebekundung erklärt: „Ich sehe als Krönung meines Werkes die Wiederherstellung des deutschen Kaisertums unter Beseitigung der Bundesstaaten. Ich denke mir, daß dann ein Hohenzoller an der Spitze steht."

78 Tage nach seinem Tod konferierten andere im einstigen Hohenzollern-Schloß: die sogenannten Großen Drei, zunächst Roosevelt und nach dessen Tod Truman (für die USA), Stalin (für die UdSSR) und zunächst Churchill und nach dessen Ablösung Attlee (für Großbritannien). Ihre Konferenz hat infolge der sowjetischen Propaganda und politischen Entscheidungen als „Potsdamer Abkommen" nicht nur in der geschriebenen Geschichte ihren Platz gefunden.

Sie erscheint – auch durch Mitverschulden der Westmächte – nicht nur in Rußland und den einstigen anderen Staaten des 1955 geschlossenen Warschauer Paktes nicht tatsachengerecht als Konferenz der Siegermächte, die völkerrechtswidrige gemeinsame Entscheidungen und Maßnahmen gegen den geschlagenen Gegner diskutierten und planten, sondern als „Abkommen" mit völkerrechtlich gültigen Konsequenzen für die Sowjet-union, Deutschland und Polen, dem Stalin unter Mißachtung der Absprachen mit den Westalliierten von sich aus kurzerhand deutsche Ostterritorien übertragen hatte.

Keine zeitgeschichtliche Konferenz wurde in der Sowjetunion, in der „Sowjetisch besetzten Zone" und später in der DDR so oft als Legitimation für völkerrechtswidrige und andere unrechtmäßige sowjetische und eigene politische Maßnahmen mißbräuchlich strapaziert wie die zum „Potsdamer Abkommen" umfunktionierte „Berliner Konferenz", die mit dem Abschluß des Zwei-plus-vier-Abkommens von 1990 offiziell ihre Wirksamkeit verlor, ohne jedoch revidiert zu werden. Bis zum Zusammenbruch des Sowjetimperiums wurde der Bundesrepublik Deutschland und den Westmächten, immer mit dem Hinweis auf das „Potsdamer Abkommen", der Vorwurf gemacht, die Bestimmungen und Vorgaben des „Abkommens" ignoriert zu haben. Im DDR-„Weißbuch" von 1951 beispielsweise, das den provokativen Titel „Weißbuch über die amerikanisch-englische Interventionspolitik in Westdeutschland und das Wiedererstehen des deutschen Imperialismus" trug und die Konferenz ebenfalls als „Potsdamer Abkommen" titulierte, wurde vor allem den USA massiv vorgeworfen, die Bestimmungen und Vereinbarungen des „Potsdamer Abkommens" rigoros zu ignorieren und teilweise ins Gegenteil zu verkehren, indem sie weiterhin mit „Nazidirektoren" der deutschen Schwerindustrie zusammenarbeiteten und die „Empfehlungen" des „Potsdamer Abkommens" vorsätzlich ignorierten. Im „September 1950", so hieß es im DDR-„Weißbuch", fand in New York eine Tagung der Außenminister der USA, Großbritanniens und Frankreichs statt, auf der „Deutschland treffende Beschlüsse gefaßt" wurden, „die schwerwiegende Verletzungen des Potsdamer Abkommens" darstellten.

Stalin ging es bei der von ihm initiierten Klassifizierung der „Konferenz" zum „Abkommen" vor allem darum, sich bei seinen außenpolitischen Maßnahmen auf angeblich internationale Abkommen berufen zu können, die er unter den Augen der Westalliierten spezifisch zugunsten der Sowjetunion stilisierte und instrumentalisierte. So erschienen, um zunächst nur einige Aspekte zu nennen, die völkerrechtswidrige Einverleibung Ostpreußens, die Unterstellung eines Teiles Ostpreußens unter polnische Herrschaft, die Enteignungsmaßnahmen in der Sowjetzone und die Vertreibung der Deutschen aus Ostdeutschland als von den vier Siegermächten übereinstimmend vereinbarte Maßnahme.

Noch ehe die westlichen Kontrollräte begriffen hatten, was geschehen war, hatte die Sowjetunion am 9. Juni 1945 in Berlin-Karlshorst als oberstes Machtorgan der sowjetischen Besatzungszone eine Sowjetische Militäradministration (SMAD) installiert. Unter ihrer Regie entfernten die Sowjets bereits vor der „Berliner Konferenz" Reparationsgüter erheblichen Ausmaßes in der offensichtlichen Furcht, daß die Westmächte während der für Juli 1945 programmierten Konferenz Einsprüche gegen bestimmte Maßnahmen der UdSSR erheben würden. Schließlich waren es 33 Prozent der Industrieanlagen aus ihrem Berliner Sektor und 85 Prozent aus den Westsektoren. Während die Amerikaner innerhalb eines Jahres für 200 Millionen und die Briten für 320 Millionen Dollar Lebensmittel in ihre Zonen lieferten, baute die Sowjetunion seit Anbeginn der Besetzung Fabriken, Industrieanlagen, Maschinen und technische Geräte als Reparationsleistungen ab und verschleppte Facharbeiter sowie Spezialisten aller Art zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion. Als Stalin, Roosevelt und Churchill im Juli 1945 in Potsdam konferierten, war aus Berlin nicht mehr viel herauszuholen. Dennoch erklärten die Sowjets erst im Januar 1947, daß ihre Demontagen beendet seien. Alles dies geschah unter Berufung auf das sogenannte Potsdamer Abkommen.

Während die Amerikaner für 200 Millionen und die Briten für 320 Millionen Dollar Lebensmittel in ihre Zonen lieferten, baute die Sowjetunion Fabriken ab

Daß die Protokolle der Potsdamer Verhandlungen – abgesehen von dem Zugeständnis der Westalliierten, die auf den sowjetischen militärischen Beitrag in ihrem Krieg gegen Japan warteten, für Reparationsentnahmen der Sowjets – keine Zusicherungen für derartige Maßnahmen enthielten, ignorierten nicht nur die Sowjets, sondern auch die Westmächte. Daß die Potsdamer Protokolle infolge ihrer Unzulänglichkeit darüber hinaus Auslegungen nahezu jedweder Art zuließen, könnte durchaus programmiert gewesen sein. Sie tragen unmittelbar nach den letzten Mitschriften, also am Schluß, weder die Unterschriften der Teilnehmer noch Stempel oder Siegel. Stalin, Truman und Attlee haben am 1. August 1945 durch ihre Unterschriften lediglich bestätigt, daß sie dem „Protokoll" der „Berliner Konferenz" zustimmten, ohne die während der Besprechungen geführten Mitschriften indes selbst gelesen zu haben, was durch die teilweise gravierenden inhaltlichen Abweichungen in den übersetzten Wiedergaben zweifelsfrei bestätigt wird. Unter der zur Information der Weltöffentlichkeit verfaßten, in englischer, französischer und deutscher Sprache publizierten „Mitteilung über die Dreimächtekonferenz in Berlin" vom 2. August 1945 befanden sich bei der englischen und französischen Publikation am Schluß kommentarlos die gedruckten Namen der drei Hauptakteure, während es bei der deutschen Wiedergabe zusätzlich hieß, daß Stalin, Truman und Attlee den „Bericht ... unterzeichnet" hätten. Auf der russischen Ausgabe der „Mitteilung" fehlten die Namen und der entsprechende Hinweis.

Zwar war Stalin bereits spätestens seit Jalta die Meinungsführerschaft in den Verhandlungen zugefallen, doch seine mißtrauische Mentalität und seine Charakterstruktur haben ihn offenbar befürchten lassen, mit Truman nicht so umgehen zu können wie mit

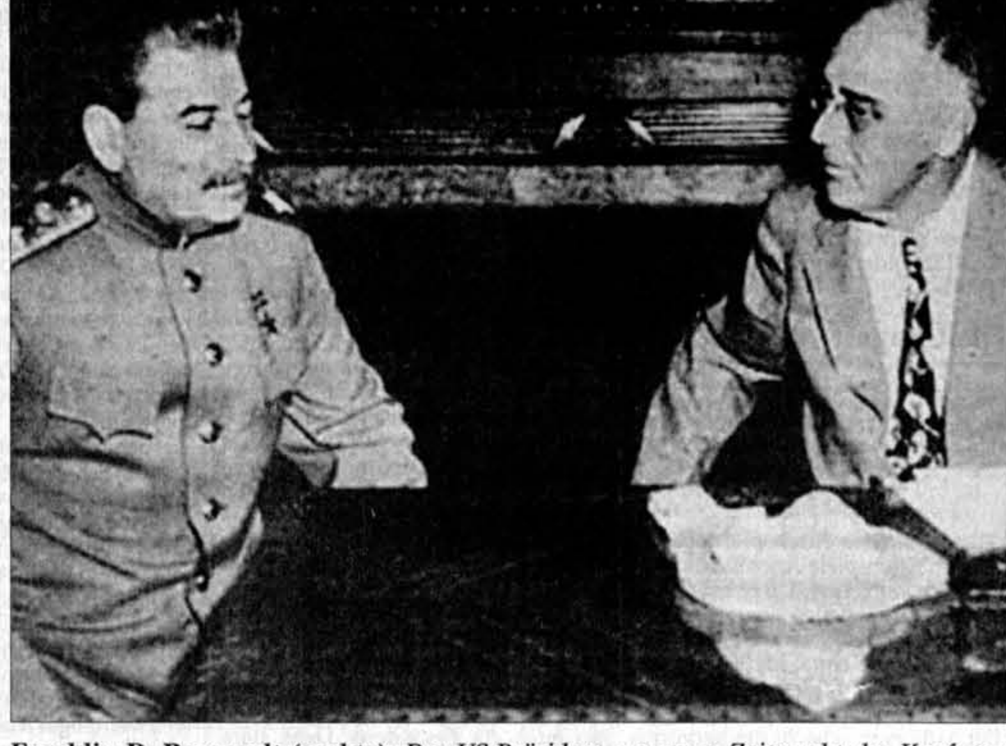


Die „Großen Drei" auf der Potsdamer Konferenz: *Winst*

...erramscht« wurde

...Alliierten über das besiegte Deutschland.
...e Zonen noch vergleichsweise gut verwalteten,
...usbeutete? Wer hatte unter den Alliierten
...gungen schafft ein wenig Licht ins Dunkel.

...ner MASER



Franklin D. Roosevelt (rechts): *Der US-Präsident war zum Zeitpunkt der Konferenz bereits seit einigen Wochen tot, doch wirkte die ihm eigene Verharmlosung Josef Stalins (links) auch noch in Potsdam verhängnisvoll.* Foto: Deutsches Historisches Museum

Roosevelt, so daß er die Möglichkeit einkalkulierte, in Potsdam von seinen westlichen Partnern womöglich auf Aspekte und Kriterien festgelegt werden zu können, die seinen Plänen und Zielen zuwiderliefen. Fehlten die gedruckten Unterschriften unter dem sowjetischen Protokoll, so dürfte er kalkuliert haben, könnte ihm von den Westalliierten bei ab- weichenden politischen Maßnahmen schwerlich unterstellt werden, wortbrüchig geworden zu sein. Nicht auszuschließen ist im Zusammenhang mit den Unterschriften allerdings auch die Version, daß Stalin, Truman und Attlee am 1. August 1945 ihre Namen – ohne Vornamen – auf ein Blatt ohne DIN-Format, ohne gedruckten Kopf, Stempel und Siegel nur geschrieben hatten, weil sie von Medienvertretern, die über die Konferenz zu berichten hatten, darum gebeten worden seien.

Auch wenn dies zutrifft, ist Stalins Verhalten nicht anders einzuschätzen.

Das Blatt wur- de dem Protokoll, das sich nach offiziellen Angaben aus Potsdam nicht mehr in Deutschland befindet, einfach angefügt. Daß die – für Völkerrechtsvereinbarungen unübliche – Unterstreichung der Unterschriften nachträglich vorgenommen wurde, ist bei Stalins Signatur deutlich zu erkennen. Der Querstrich geht durch den ersten Buchstaben des nicht ausgeschriebenen Vornamens „Joseph" und tangiert auch das „t" und das „n" im Nachnamen „Stalin".

Bezeichnend für die Siegermächte war, daß sie die mehrfach von einander abweichenden Protokolle der Konferenzen von Teheran, Jalta und Potsdam erst während des „Kalten Krieges" publizierten. Die ersten US-amerikanischen Teheran-Publikationen erschienen im Mai 1961, die ersten sowjetischen im Juli 1961, die ersten US-amerikanischen Veröffentlichungen von Jalta-Unterlagen zur Jahreswende 1955/56, die ersten sowjetischen 1965. 1965/66 wurden in Moskau auch Teile der Potsdamer Dokumente publiziert. In den USA war dies 1961 (mit Vorwort-Datierung vom 15. März 1960 für den ersten und vom 23. März 1960 für den zweiten Band) geschehen.

Daß in der Potsdamer Dokumentation vom 1. August 1945, auf das sich die weitaus meisten Interpreten beziehen, nur einmal, und zwar im Artikel XIII, der sich lediglich mit der Ausweisung der Deutschen aus Polen und der Tschechoslowakei befaßt, von einem „Abkommen" die Rede ist, hat offensichtlich niemanden gehindert, die Konferenz insgesamt als „Abkommen" zu titulieren, obwohl es in der „Mitteilung" für die Weltöffentlichkeit ansonsten wechselweise beispielsweise immer nur heißt, „Die Konferenz prüfte einen Vorschlag der Sowjetregierung ...", sie nahm „zur Kenntnis", „prüfte ..." und „hat die Fragen ... der Betrachtung unterzogen".

Stalins Äußerungen über die von ihm angestrebte Deutschland-Politik verstanden seine westlichen Gesprächspartner nicht so, wie es nötig gewesen wäre. Als Churchill beispielsweise während der zweiten Vollsitzung am 18. Juli die Frage stellte, was unter dem Begriff „Deutschland" gemeint sei, antwortete Truman mit der Frage, wie „die sowjetische Delegation diese Frage" auffasse, was Stalin als Aufforderung auffaßte, – wie in Jalta – die Meinungsführerschaft zu übernehmen. „Deutschland", so sagte er, „ist das, was es nach dem Krieg wurde. Ein anderes Deutschland gibt es jetzt nicht ... Deutschland ist, wie man bei uns sagt, ein geographischer Begriff. Wollen wir es vorläufig so auffassen! Man darf nicht von den Ergebnissen des Krieges abstrahieren ... Es hat sich infolge des Krieges verändert, und so fassen wir es auf." Churchills ausdrückliche Bemerkung, daß er vom „Vorkriegs-Deutschland" ausginge, befindet sich lediglich im US-Protokoll. Im russischen Protokoll taucht sie nicht auf.

Churchill, der während der vom 14. bis zum 25. Januar 1943 stattfindenden Konferenz von Casablanca die Errichtung einer zweiten Front gefordert hatte und auf der vom 17. bis zum 24. August 1943 tagenden Konferenz von Quebec dafür eingetreten war, Deutschland nach dem Ende des Krieges keinen Friedensvertrag zu gewähren, nahm in Potsdam die zu der Zeit mit seinen Vorstellungen durchaus noch verwandten Zielvorstellungen Stalins ohne angemessene Gegenwehr hin. Er schätzte Stalin zwar richtig ein, war aber außerstande, sich gegen den Stalin anders sehenden Roosevelt durchzusetzen, der nach der Konferenz die bedingungslose Kapitulation Deutschlands (Unconditional Surrender) als alliiertes Kriegsziel proklamiert und im Februar 1944 sein Einverständnis mit der West-Verschiebung der polnischen Grenze erklärt hatte. Zehn Jahre später, als der „Kalte Krieg" sorgsam gehütete „Geheimnisse" hochspülte, memorierte er in seinen Erinnerungen: „Erst in unserer Sitzung vom 21. Juli (1945) kamen wir auf Polen zurück. Die Sowjet-union wünschte, die Westgrenze Polens sollte westlich von Swinemünde zur Oder verlaufen, Stettin auf polnischer Seite belassen, dann der Oder bis zur Einmündung der westlichen Neiße und schließlich diesem Fluß bis zur tschechoslowakischen Grenze folgen. Truman wies auf unsere Vereinbarung hin, Deutschland auf der Grundlage seiner Grenzen von 1937 in vier Besatzungszonen aufzuteilen. Die Briten und Amerikaner seien demgemäß in ihre neuen Zonen zurückgegangen, aber die Sowjetregierung habe anscheinend den Polen eine eigene Zone eingeräumt, ohne sich mit uns darüber zu beraten. Wenn diese Zone aber nicht als ein Teil Deutschlands behandelt werde, wie seien dann die Reparationen und alle sonstigen deutschen Probleme zu regeln? Stalin bestritt, den Polen eine eigene Zone gegeben zu haben. Die Sowjetregierung sei außerstande gewesen, ihnen Halt zu gebieten. Die deutsche Bevölkerung sei mit den deutschen Armeen nach Westen geflohen. Nur die Polen seien zurückgeblieben. Irgend jemand müsse die Etappengebiete der Sowjetarmeen verwalten. Diese seien es nicht gewohnt, Schlachten zu schlagen, Gebiete zu befreien und gleichzeitig eigene Verwaltungen einzurichten. Warum sollte man das nicht den Polen überlassen?"

> »Jetzt ist es zu spät, Stalin in die Schranken zu weisen. Churchill weiß, daß er den Zeitpunkt, Grenzen zu ziehen, verpaßt hat.«

Daß die deutsche Bevölkerung mit den deutschen Armeen nach Westen geflohen sei, so daß die „Etappen-Gebiete" von der Sowjetarmee verwaltet werden müßten, war eine dreiste Lüge. Tatsache war dagegen, daß bis zum Tage der Kapitulation mehr als fünf Millionen Deutsche in den deutschen Ostgebieten und in Polen verblieben waren. Im Sommer 1945, nach der Rückkehr vieler Flüchtlinge, waren es rund 5.650.000.

Molotow erklärte während der Moskauer Außenministerkonferenz vom 9. April 1947, daß die polnische Regierung bis zum 1. Januar 1947 6.578.000 Deutsche ausgewiesen habe – und immer noch weitere 400.000 im Lande seien.

Auf Stalins unmißverständlichen Hinweis in Potsdam, daß die Sowjets eine womöglich in Königsberg auftauchende Verwaltung „fortjagen" würden, wußte Truman lediglich mit dem Hinweis zu reagieren, daß in Jalta doch vereinbart worden sei, daß „die Territorialfragen auf der Friedenskonferenz entschieden werden" müßten. Stalins Antwort lautete: Deutschland



...hill, Harry S. Truman und Josef Stalin Foto: Bundesarchiv

Aus den Heimatkreisen

Fortsetzung von Seite 16

Karl-Heinz Karpinsky das Ostpreußenlied. Am folgenden Sonntag hieß es Abschied nehmen mit dem Wunsch auf ein Wiedersehen in Bad Breisig am Rhein im Jahr 2003. Kontaktperson: Günter Walleit, Huntemannstraße 21 A, 26131 Oldenburg, Telefon (04 41) 5 80 91.

Tilsit-Ragnit



Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Tel. (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 03) 4 96 69 81. Geschäftsstelle: Helmut Pohlmann, Tel. (0 46 24) 45 05 20, Fax (0 46 24) 29 76, Rosenstraße 11, 24848 Kropp

Traditionelles Kirchspieltreffen – Die drei Kirchspiele Argenbrück, Königskirch und Tilsit-Land haben ihr schon traditionelles gemeinsames Kirchspieltreffen veranstaltet. Tagungsort war Kelbra, idyllisch in der Sommeraue am Südrand des Harzes und am Fuße des Kyffhäuser gelegen. Hier hatte Frau Schacht das hervorragend geführte Hotel Kaiserhof gefunden, das ausreichend Unterkünfte und einen geeigneten Raum für das Treffen zur Verfügung stellte. Bereits am Freitag hatten sich rund 60 Landsleute eingefunden, die nichts besseres zu tun hatten, als Erinnerungen auszutauschen und das aktuelle Zeitgeschehen zu diskutieren. Zum gemeinsamen Abendessen hatte die Geschäftsleitung des Hotels, die alle Gäste willkommen geheißen hatte, ein reichhaltiges Büffet nach thüringischer Art zusammengestellt. Am Sonnabend konnten die drei Kirchspielvertreter Hannemarie Schacht (Tilsit-Land), Emil Drockner (Argenbrück) und Walter Grubert (Königskirch) rund 100 Gäste begrüßen, worunter sich erfreulicherweise einige Neulinge befanden. Nach einer Schweigeminute zum Gedächtnis an unsere Toten berichtete H. Schacht über die Litauische Kirche in Tilsit, die auch für das Kirchspiel Tilsit-Land zuständig war. Zum gemeinsamen Mittagessen überraschte uns das Hotel mit einer typisch ostpreußischen Beetenbartschsuppe, die den meisten Gästen ausgezeichnet bekommen ist. Anschließend besuchte der größte Teil der Landsleute das weltberühmte, fast hundertjährige Rosarium in Sangershausen. Bei einer etwa zweistündigen Führung konnten Rosenfreunde viel Wissenswertes über die edle Blume und ihre Pflege erfahren. Weitere Landsleute hatten sich zum Kyffhäuser aufgemacht. Das gemeinsame Abendessen dokumentierte erneut das Zusammengehörigkeitsgefühl der Kirchspiele. Am Sonntag verabschiedete Hannemarie Schacht alle Teilnehmer mit dem Ostpreußenlied und dem Wunsch für persönliches Wohlergehen.

Besonderer Dank – An dieser Stelle sei auch ein besonderer Dank dem Ehepaar Schacht zum Ausdruck gebracht. Es hatte diesmal die mühevolle Arbeit der Vorbereitung des Treffens übernommen. Mit der Wahl des Hotels als Unterkunft und Tagungsraum hatte es einen allseits anerkannten Volltreffer gelandet. Zu danken ist auch der Geschäftsleitung des Hotels, welches mit seinen aufmerksamen und freundlichen Mitarbeitern stets um das Wohl seiner Gäste bemüht war. So waren auch die Tage in Kelbra wie im Fluge vergangen und man ging mit dem Wunsch auseinander, sich bei einem der nächsten Treffen wiedersehen zu können. Für die drei Kirchspiele: Walter Grubert, Husarenstraße 34, 30163 Hannover, Telefon (05 11) 66 17 90.

Landsmannschaftliche Arbeit

Fortsetzung von Seite 15

stellen unsere Ostdeutsche Hauptstadt vor": Königsberg/Ostpreußen, Renate Thamm; Breslau/Nieder-Schlesien, Christa Winkler; Oppeln/Ober-Schlesien, Helene Publo; Stettin/Pommern, Waltraud Selke; Reichenberg/Sudetenland, Ilse Blobner. – Pumpernickel aus Westfalen? Was hat es damit auf sich – die Ostpreußenfrauen wollten es wissen. Im Monat Juni besuchten sie die Firma Mestermacher, um einmal vor Ort zu erkunden, wie wohl der weltbekannte Pumpernickel entsteht. Kerstin Meier gab sich große Mühe, alles zu erklären: Da gibt es hauseigene Mühlen, nicht zu vergleichen mit den alten Windmühlen, es sind riesengroße Behälter – wo angelieferter Roggen (Bio- und konventioneller Roggen aus Mitteldeutschland) zu Schrot verarbeitet wird, rund 75 bis 100 Tonnen pro Woche, davon ein Drittel Bio-Roggen zu zwei Drittel konventioneller Roggen. In der Backstube ist dann die Sauerteig-Herstellung: Brühstück-Herstellung: Getreide wird vorgequollen, um es einzuweichen. Pro Tag werden 60 Tonnen Teig zubereitet. Daraus wird dann hergestellt: Ofenbrot, rechteckig mit Kruste, Kammerbrot in Dampfkammern, zum Beispiel Pumpernikkel, Typ Westfalen Qualität, süßer Geschmack, dunkle Farbe. Da beträgt die Backzeit 20 Stunden. Alles geschieht maschinell. Und weiter maschinell werden in der Schneideabteilung alle Brote in Scheiben geschnitten und verpackt, haltbar gemacht, etikettiert und versandt. Weiterhin hat die Frauengruppe über die Firma Mestermacher erfahren, daß diese bereits 1871, vor 131 Jahren gegründet wurde. Inhaber sind Fritz und Albert Detmers. Der Jahresumsatz betrug Ende 2001 rund 40 Millionen Euro. Die Spezialitäten der Firma werden in über 80 Länder weltweit (sogar Australien) exportiert. Alles in allem, der Nachmittag war lehrreich und jede Besucherin bekam sogar noch eine Tasche voll Erzeugnisse mit. – Vorankündigung: Die Vorbereitungen für den Silvesterball bei Müterthies-Wittag am Dienstag, 31. Dezember, laufen bereits. Kartenreservierungen sind ab Sonnabend, 5. Oktober (Herbstfest) möglich. Alle Einzelheiten hierzu erfahren Sie direkt bei Eckard Jagalla, unter Telefon (0 52 41) 40 38 72.

Haltern – Sonnabend, 12. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest im Hotel Seestern, Hullerner Straße 42. Nach dem gemeinsamen Kaffeetrinken erwartet die Gäste ein abwechslungsreiches Programm. Es wirken mit: der Mitteldeutsche Volkstanzkreis Herten und die Chorgemeinschaft Haltern. Zum Tanz spielt das Seniorenorchester Haltern. In der Tombola gibt es wieder viele Preise zu gewinnen. Ein Präsent wird gerne entgegengenommen und vergrößert die Gewinnchance. Der Eintritt beträgt 3 €.

Neuss – Sonntag, 6. Oktober, 15 Uhr, Erntedankfest der Gruppe im Kardinal Frings Haus, Münsterplatz 16. Es gibt einen Erntezug und den obligatorischen Tanz unter der Erntekrone. Zum Tanz spielt das Duo Heik auf. Die Trachtengruppe der Gruppe führt Volkstänze auf. Auch für das leibliche Wohl ist gesorgt, natürlich mit ostpreußischen Spezialitäten. Alle Landsleute, Freunde und Bekannte sind dazu herzlich eingeladen. – Bei herrlichem Sommerwetter feierte die Gruppe ihr traditionelles ostpreußisches Grillfest. Der Andrang war sehr groß, von nah und fern kamen die Landsleute, die Helfer mußten noch Tische und Bänke herbei tragen. Getränkestand, Grillstand und Kuchentheke waren stets umlagert. Der selbstgebackene Kuchen vom feinsten, Mohn-, Streusel- und Pflaumenkuchen wurden reichlich angeboten und mit Genuß verzehrt. Am Grillstand gab es knusprige Karbonade, Spirkel und Masurenwurst. Nachgespült wurde das gute Essen, wie einst daheim, mit Bier, Pillkaller, Trakehner-blut und zur Verdauung einen ostpreußischen Bärenfang. Bei der Begrüßung erinnerte der Vorsitzende Kurt Zwikla an die lustigen Sommerfeste daheim und daß diese Tradition soll auch weiter gepflegt und erhalten bleiben. Natürlich konnte Zwikla auch viele Gäste, die gekommen waren, um mit den Ostpreußen zu feiern, herzlich begrüßen, so unter anderem den Bundestagsabgeordneten Hermann Gröhe und die stellvertretende Bürgermeisterin Angelika Quiring-Perl, sowie den Vorsitzenden der Pommern in Neuss. Frau Schimkat sorgte mit bunt gemischten Liederkassetten für die richtige Stimmung. Dieses Fest war so recht nach dem Geschmack der Landsleute und der Gäste, alle fühlten sich wohl und so blieb man noch lange in gemütlicher Runde beisammen. Zum Schluß bedankte sich der Vorsitzende bei allen Helfern und den vielen Landsleuten, die zum Gelingen dieses Festes beigetragen haben und natürlich bei den Marjells für den schönen selbstgebackenen Kuchen und wünschte allen einen guten Nachhauseweg.

Recklinghausen – Mittwoch, 9. Oktober, 15.30 Uhr, Erntedankfest im Kolpinghaus, Herzogwall 38.

Unna – Donnerstag, 10. Oktober, 16.30 Uhr, „Nachtwächter-Tour", durch Unna. Die Gruppe trifft sich im Kolpinghaus, Klosterstraße 77, anschließend folgt ein gemütliches Abendessen. Gegen 19 Uhr holt der Nachtwächter die Gruppe am Kolpinghaus ab. Die abendliche Stadtführung mit Anekdoten von Henkern, Hexen, Pest und Völlerei dauert bis ungefähr 20.45 Uhr. Anmeldungen sind nicht erforderlich, da im Kolpinghaus individuell bestellt wird und der Nachtwächter bis zu 70 Personen mitnimmt. Weitere Auskünfte unter Telefon (0 23 03) 1 40 17.

Landesgruppe Sachsen



Vors.: Erwin Kühnappel. Geschäftsstelle: Christine Altermann, Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr.

Landesgruppe – Donnerstag, 11. bis Freitag, 25. Oktober kommt der russische Kammerchor „Kant" aus dem nördlichen Ostpreußen auf seiner 9. Konzertreise auch nach Sachsen. Das Repertoire der 19 Chormitglieder besteht aus einer interessanten Mischung aus geistlichen Gesängen und temperamentvoller russischer Volksmusik. Auch Lieder in deutscher Sprache werden zu Gehör gebracht. Der Chor tritt an verschiedenen Orten des Erzgebirges auf. Es sind noch freie Termine vorhanden. Sie können bei Heinz Sawatzki, Brauereiweg 1, 09514 Lengefeld, Telefon (03 73 67) 8 64 40 oder (01 74) 6 27 16 33 abgefragt werden.

Leipzig – Freitag, 11. Oktober, 14 Uhr, Erntedankfeier in der Gaststätte Stottmeister, Kohlweg 45. Teilnehmerbeitrag 3 €.

Landesgruppe Sachsen-Anhalt



Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Dessau – Montag, 7. Oktober, 14.15 Uhr, Treffen der Singegruppe in der Begegnungsstätte Windmüh, Lenstraße.

Magdeburg – Dienstag, 8. Oktober, 16.30 Uhr, Treffen des Vorstandes, Goethestraße 44. – Freitag, 11. Oktober, 16 Uhr, Singeproben im TUS Neustadt.

Landesgruppe Schleswig-Holstein



Vors.: Günter Petersdorf. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Burg a.F. – Dienstag, 8. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Haus am Stadtpark". Die Zusammenkunft steht im Zeichen des Erntedanks. Pastor Dr. Bernd Jaeger spricht über das Erntedankfest, aber auch die alten heimatlichen Bräuche dieses Festes sollen an diesem Nachmittag nicht zu kurz kommen, indem Geschichten und Lieder vorgetragen werden. Nichtmitglieder sind herzlich willkommen.

Familienanzeigen



Ihren 90. Geburtstag
feiert am 29. September 2002
Frieda Wrobel
geb. Paleit
aus Blumenfeld, Kr. Schloßberg
später Reimannswalde, Kr. Treuburg
jetzt Hohe Straße 14, 39365 Eilsleben (Magdeburg)

Es gratulieren und wünschen alles Gute
ihre Kinder, Enkel und Urenkel

Verschiedenes

Aufruf
Wer betreibt derzeit einen Restitutionsanspruch vor dem Europäischen Gerichtshof in Straßburg und kann mir daher Informationen geben? Karlheinz Schulz, Telefon 0 62 72/9 30 10 oder 01 72/6 37 15 53.

Super Acht – N 8 und 16 mm Film auf Video übersp. Studio Steinberg, 0 40/6 41 37 75

Suchanzeigen

Ahnenforschung
Familienname Breitenreiter
Mein Großvater Max Ewald Julius wurde am 18. 7. 1899, sein Vater Johann-Ferdinand 1876 in Wilhelmshuld/Westpr. geboren. Meine Vorfahren sollen aus dem Salzburger Raum stammen. Nachr. erb. Dirk Breitenreiter, Einbecker Str. 1, 30419 Hannover



Jekaterinburg – Rußland
Sewersk und weitere
Ural/Sibirien

57 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurden Gräber von Zivil-Verschleppten und Soldaten entdeckt.

Ursula Meta Drews
Gisela Schindowski
Hilde Staringer, geb. Wilde
Herta Wilde

Dieter Andreas Drews
Groß Simnau, Kreis Mohrungen, Ostpr.
38259 Salzgitter-Bad, Burgundenstraße 25

In memoriam
zum 100. Geburtstag
unseres Vaters
Gefreiter der Reserve

Lothar Balder

geb. 25. 9. 1902 in Königsberg/Ostpr.
gefallen im Januar 1945 bei der Verteidigung
des Dorfes Wehrwilten, Kreis Bartenstein/Ostpr.

Er ließ sein Leben, nachdem er seiner Familie die dringende Flucht aus der Heimat vor der nahenden Front im letzten Feldpostbrief deutlich gemacht hat.
Ihm zum Gedenken widmen wir die Worte von Paul Beuthe:

Sie waren nicht ausgezogen
um Beute und schnöden Gewinn.
Was heute verlacht und verlogen;
es hatte für sie einen Sinn!

Sie gingen die Heimat zu schützen –
und haben allem entsagt.
„Was kann uns der Einsatz nützen?"
hat keiner von ihnen gefragt.

Sein „Dreimädelhaus"
Traute, Marianne, Sybille
geb. Balder

früher: Bartenstein/Ostpr., Mackensenstraße 31



Wir trauern um unseren lieben, tapferen Vater, Schwiegervater und Großvater

Hans Georg Neubauer

geb. 21. 8. 1920 in Schönau

der uns am 11. September 2002 verlassen hat.

Christian, Brita und Julia
Jörg und Ruth

Schubertstraße 15, 63263 Neu-Isenburg

Die Beerdigung hat am Mittwoch, dem 18. September 2002, auf dem alten Friedhof in Neu-Isenburg stattgefunden.

Für uns alle unfaßbar, verließ uns plötzlich und unerwartet unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma

Dr. Elfriede Ulleweit

geb. Hofer
* 5. 8. 1911 † 7. 9. 2002
aus Gumbinnen

In tiefer Trauer
Dr. Sepp und Gerlinde Ulleweit
Stefanie Ulleweit
Andreas Hahn mit Yannick
Florian Ulleweit
Gerd und Ingrid Ulleweit
Dirk und Kerstin Ulleweit

Steinkirchner Straße 6, 82166 Gräfelfing

Beerdigung: Freitag, den 13. September 2002, um 11.00 Uhr im Friedhof Gräfelfing, Neue Aussegnungshalle, Pasinger Straße 54.

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb unsere liebe Mutter und Großmutter

Liesbeth Erika Witt

geb. Singelmann
* 9. 5. 1924 † 15. 9. 2002
Reisterbruch Schönböken
Ostpreußen Schleswig-Holstein

Wir sind traurig
Hans-Jürgen und Gisela Witt
Alexander Witt und
Nicole Böhnke
Silke Witt und
Stefan Köllner

Hauptstraße 14 a, 24601 Schönböken

In stiller Trauer haben wir Abschied genommen von

Albert Georg Wedig

geboren am 1. Dezember 1913 in Fürstenwalde, Ostpreußen
verstorben am 3. September 2002 in Meckenheim

Rosemarie Kewitsch
Margot und Lothar Schulz
sowie Enkel und Urenkel

Marienburger Straße 48, 53340 Meckenheim

Die Beisetzung hat am 16. September 2002 im Familienkreis auf dem Waldfriedhof in Meckenheim stattgefunden.



Und die Meere rauschen
Den Choral der Zeit,
Elche steh'n und lauschen
In die Ewigkeit.

Unsere liebe Mutter, Frau

Herta Grau

geb. Borm
geboren am 30. 6. 1912
in Gumbinnen/Ostpreußen

ist nach einem erfüllten Leben fern ihrer geliebten Heimat am 16. September 2002 in Hameln verstorben.

Wir danken allen, die sie begleitet haben.

Wir denken auch an unseren lieben Vater

Leutnant

Johannes Grau

Pfarrer in Tapiau

der am 3. August 1943 viel zu früh von uns gehen mußte.

Im Namen der Hinterbliebenen
Die Kinder
Manfred Grau
Siegfried Grau
Ursula Feise, geb. Grau

Pyrmonter Straße 45, 31789 Hameln — September 2002

Christi Blut und Gerechtigkeit,
das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
damit will ich vor Gott besteh'n,
wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n

Der Herr über Leben und Tod hat heute unseren lieben Bruder, Schwager und Onkel nach langer Krankheit einschlafen lassen.

Herbert Falk

* 22. 1. 1921 † 1. 9. 2002
Jelittken/Ostpreußen

In stiller Trauer
Traute Pfannschmidt und Martin
mit Andreas und Sebastian
Rudolf Falk
Marie-Elisabeth Treitschke, geb. Falk
Irene Peltzer, geb. Falk
Manfred Falk und Anneliese, geb. Tollkühn
sowie alle Anverwandten

Arnoldsgarten 2, 53639 Königswinter

Die Trauerfeier fand am Freitag, dem 6. September 2002, um 14 Uhr in der Friedhofskapelle in Königswinter-Oberpleis statt; anschließend war die Beisetzung.

Wir haben Abschied genommen von unserer lieben Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uri, unserer lieben Schwester, Schwägerin und Tante

Hildegard Mindt

geb. Sedello
* 25. 2. 1916 † 6. 9. 2002
Waldwerder Neuried

Edeltraut und Kiriakos Chrissochoou
mit Familie
Lilli und Brian Barnbrook mit Familie
und alle Angehörigen

Die Beisetzung fand am 10. September 2002 auf dem Friedhof in Neuried-Altenheim statt.

Endlich kommt er leise
nimmt mich bei der Hand
und führt mich von der Reise
heim ins Vaterland

Marie Nilson

geb. Truskowski
* 20. 3. 1914 † 11. 9. 2002
Glinken, Kr. Lyck
bis 1944 Königsberg (Pr)

Wir haben Abschied genommen von unserem lieben Muttchen, der Oma, Uroma und Schwester.

Im Namen aller Angehörigen
Klaus und Anorthe Nilson
geb. Czudnochowski

Kopenhagenstraße 18, 37079 Göttingen



Der Herr tötet
und macht lebendig,
führt hinab zu den Toten
und wieder herauf.
1. Samuel 2,6

Wer an mich glaubt,
der wird leben,
ob er gleich stürbe.
Johannes 11, Vers 25

Es ist schwer, Dich als lieben
Menschen zu verlieren, aber wir
sind unendlich dankbar für die
Zeit mit Dir!

Du bleibst mein geliebter Ehemann, unser lieber Vater, Großvater, Bruder, Schwiegersohn und Schwager

Dr. forest. Joachim Albrecht Reisch



Dipl.-Forstwirt, Oberforstmeister a. D.
* 28. Juli 1921 † 6. September 2002
früherer Familiensitz Perkallen/Husarenberg
Krs. Gumbinnen/Ostpreußen

Ingrid Reisch
Familie Wolfgang und Monika Reisch
Familie Ingo und Shauna Reisch
Marita de Ferrari und Familie
Karla Reisch und Familie
Familie Gerhard und Christiane Gröner

Familie Andreas und Ella Reisch
Sibylle und Annette Reisch
Margitta Brenneisen, geb. Reisch
Elisabeth Küchel-van der Haar
Familie Michael und Rosi Küchel

Am Römerberg 5, 63599 Biebergemünd

Die Beerdigung fand am 11. September 2002 um 13.30 Uhr vor der evangelischen Laurentiuskirche, Am Römerberg in Biebergemünd-Bieber statt.

Trotz Radarfalle Glück im Unglück gehabt

Betr.: Autodiebstahl

Gelegentlich erfährt man durch die Medien teils in reißerischer Aufmachung über negative Erfahrungen deutscher Urlauber bei privaten Pkw-Reisen im Ausland. Es entsteht der Eindruck, daß deutsche Urlauber im Ausland Freiwild für Diebe, Betrüger und korrupte Polizisten sind. Das hat zur Folge, daß gerade Interessenten an privaten Pkw-Reisen nach Ostpreußen davon abgeschreckt werden.

Seit 1991 fahre ich regelmäßig nach Ostpreußen, habe verschiedene Routen ausprobiert, nehme mein Standquartier in Sensburg, von wo aus ich auch meine weiteren Unternehmungen starte und habe nur gute Erfahrungen gemacht. Ich bin der Meinung, das die Gefährdung nicht größer ist als in Deutschland, wenn man umsichtig handelt und bestimmte Regeln einhält. Bei einer Rückreise hatte ich folgendes Erlebnis.

Von einheimischen Autofahrern wurde ich eifrig mit Lichtsignalen auf eine Radarfalle aufmerksam gemacht, doch ich erspähte nichts. Dann nach einer Weile am Ortsausgang gebe ich wieder Gas – da war er! Gestikulierend sprang ein Polizist auf die Straße. Mit Mühe brachte ich mein Auto zum Stehen. Der Polizist führte mich zum Radar-Gerät: 84 km/h bei 60 erlaubten km/h. Ich bestätigte das Meßergebnis, und er schrieb den Strafzettel aus. 50 Zloty sollte ich bezahlen, aber da ich auf der Rückfahrt war, hatte ich nicht mehr soviel und deutsches Geld wollte er nicht. Nach langem Kramen fand ich in meinen Taschen noch 25 Zloty. Daraufhin zerriß der Polizist den Strafzettel und schrieb einen neuen. „Gut! 25 Zloty – 50 Prozent Rabatt." Wir lachten uns an und mit Handschlag und gegenseitigen guten Wünschen verabschiedeten wir uns. Das war der freundlichste Polizist, der mir im Leben begegnet ist – ein polnischer! **Peter Slopianka, Zeithain**

Tückisch: *So manches helle Licht am Straßenrand ist leider keine Vision oder außergalaktische Erscheinung, sondern eine Radarfalle* Foto: Ar-

In falscher Sicherheit gewähnt

Betr.: Autodiebstahl

Seit zehn Jahren fahren wir jährlich in die Heimat. Wie sehr wir uns für das Kirchspiel „Willkischken", die Heimat meiner Frau, einsetzen, ist bekannt. Obwohl jedesmal viel Angst unser Begleiter ist, passierte es diesmal wirklich – unser Auto wurde in Nidden gestohlen. Inzwischen wissen wir, daß es eine Lüge ist, wenn behauptet wird, daß in Nidden seit zwölf Jahren kein Auto mehr gestohlen worden sei. Den Schock haben wir bis jetzt nicht verkraftet.

Wie alle Jahre stand unser Audi A6 Avant auf dem gleichen Parkplatz der Pension und wurde in der Nacht zusammen mit einem Golf und einem BMW aufgebrochen und gestohlen. Den BMW fand man später auf einer nahen Wiese. Das war kein Diebstahl eines Einzelnen. Die Polizei stellte fest, daß die Fahrzeuge, obwohl es doch unmöglich sein soll, im Konvoi mit der Fähre zum Festland gebracht wurden. Sieben Mal wurde ich in der darauffolgenden Woche zur Polizei bestellt. Verhöre, als hätte ich mein Auto selbst gestohlen.

Was steht uns bevor, wenn dieses Verbrecherpotential durch Anschluß Litauens an die EU eines Tages keinen Zutritt nach Europa bekommt. Dies war unsere letzte Reise mit dem Auto nach Litauen.

All unsere Hilfe, die wir anläßlich von zehn Reisen dorthin brachten, wird den Beschenkten zukünftig fehlen. **Waltraut und Werner Boes, Hilden**

Interessante Themen

Betr.: Ostpreußenblatt / Preußische Allgemeine Zeitung

Die Kultur-Seiten im Ostpreußenblatt lese ich sehr gerne. Sie schaffen es immer wieder Woche für Woche interessante Themen hervorzubringen. Vielen Dank dafür! **Waldemar Lehnardt, Remscheid**

Zugeschneit: *Die Winter in Ostpreußen sind für ihre Härte bekannt. Schneemassen und Schneestürme erschweren den Menschen häufig das Fortkommen, wie man es bei dieser vom Schnee umgebenen Kleinbahn erkennen kann.* Foto: Archiv

Betrübliche Einseitigkeit

Betr.: Folge 37 – „Ein Jahr nach den Anschlägen des 11. September"

Mit Interesse habe ich die Berichterstattung über den 11. September 2001 verfolgt. Überlesen, übersehen oder überhören konnte man es ja nicht. Selbst der Wirtschafts- und Sportteil der Zeitungen, selbst die Wettervorhersagen im Fernsehen oder die Werbung im Radio war voll jenes Gedenkens. Bestimmt nicht unbedingt geheuchelt, doch in der Auswalzung wohl stark übertrieben.

Ein Kurzbericht über das Auffinden von 19 Skeletten unbekannter Herkunft in Berlin lenkte meine Aufmerksamkeit zu anderen, früheren Terrorakten. Nicht ein Wort war über die auch an einem 11. September, nur eben im Jahr 1944 anstatt 2001, 123 britischen Bomber geschrieben, die nach Berlin flogen und den Tod brachten. Vielleicht verursachten sie ja auch den Tod jener 19 verscharrten Berliner, die nun bei Bauarbeiten in Friedrichshain entdeckt wurden? **Peter Hild, Potsdam**

Nachweise krampfhaft ignoriert

Betr.: Folge 30 – „Das Zählwerk des Schreckens"

Warum lese ich *Das Ostpreußenblatt / Preußische Allgemeine Zeitung*? Nicht nur weil ich bekennender Landsmann bin, sondern weil die Zeitung eine der letzten in Deutschland ist, die noch den Mut zur Wahrheit und Gerechtigkeit hat. Besonders der Artikel „Das Zählwerk des Schreckens" hat mich wegen seiner fundierten Offenheit besonders befriedigt.

Vor vielen Jahren schon gab es immer wieder Berichte, die die Wahnsinnszahlen über Auschwitz widerlegten, ohne das Politik und Wissenschaft energisch protestierten. Aber man ging auf volle Deckung und schwenkte auf die Umerzieher ein. Unbegreiflich ist, daß trotz der vielen Nachweise über die Unrichtigkeit der Zahlen, diese krampfhaft aufrecht erhalten werden und sogar gesetzlich geschützt werden. Dadurch werden die wirklichen Verbrechen erst in Frage gestellt.

Angesicht der vielen Gegendarstellungen könnte man erwarten im Interesse der Rehabilitation der deutschen Menschen, die künstlich aufgebaute Schutzmauer endlich zu durchbrechen, zumal ja wirklich nur ein Bruchteil der deutschen Menschen schuldig geworden ist. **Ekkehard Goewe, Bayreuth**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Kleine Flut bei Kuckerneese

Betr.: „Die vergessene Flutkatastrophe"

Im Frühjahr 1946 führte die Memel Hochwasser mit Treibeis, was eigentlich nicht ungewöhnlich war.

Das Treibeis hatte sich allerdings angestaut und drohte, über den Damm bei Kuckerneese zu gehen. Flugzeuge warfen Bomben auf das aufgestaute Eis, um den Stau aufzulösen, wobei eine Bombe auf den Damm fiel, und das Eis hatte nun die Kraft Löcher zwischen Klocken und Scheiderehde wegzureißen und Teile der Straße Kuckerneese und Karkeln zu unterspülen.

Die dort wohnenden Deutschen (etwa 1.000) wurden mit Schwimmfahrzeugen der Armee in Sicherheit gebracht. Bei dieser Flutkatastrophe wurden an die 100 Quadratkilometer überflutet. Im Winter 1946/47 wurde der Dammbruch auf eine Länge bis zu 30 Meter wieder geschlossen. Zum Einsatz kamen ungefähr 400 Kriegsgefangene aus Tilsit und 300 Zivilisten, Frauen und Kinder, die bei minus 40 Grad arbeiteten und mit trockenem Brot und Kohlsuppe ernährt wurden.

Im März 1947 hatten wir diese Knochenarbeit beendet, der Memelstrom war wieder in seinem Flußbett.

Im Damm gab es allerdings noch ein weiteres Risiko – nämlich die Ein-Mann-Bunker aus dem sogenannten Ostwall, die wurden 1945 nicht zugeschüttet. **Gerhard Gengel, Neufahrland**

Trauma und Elternverlust dank Benesch und Co.

Betr.: Folge 32 – „Der Schrecken hält an"

Ich habe obigen Beitrag sehr aufmerksam gelesen. Die hier genannten Beispiele von ungeheuerlichen Verbrechen tschechischer Staatsorgane und sogenannter „Revolutionsgarden" an der wehrlosen sudetendeutschen Zivilbevölkerung erfüllten mich mit Wut und Empörung. Diese Massaker mit anschließender Vertreibung von 3,5 Millionen deutscher Zivilisten sind ein ewiger Schandfleck in der Geschichte des tschechoslowakischen Staates und bis heute ungesühnt, da sich führende tschechische Politiker bis heute hartnäckig weigern, die Benesch-Dekrete aufzuheben und als das zu bezeichnen, was sie sind: Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Unrecht.

Meine Schwiegereltern, sie stammten aus Dux und Grün im Böhmerwald, wurden bereits im Sommer 1945, also noch vor der Potsdamer Konferenz der Siegermächte, aus ihrer Heimat vertrieben. Die Schwiegermutter war hochschwanger, das Kind wurde im Juli 1945 praktisch auf der Landstraße geboren. Der Schwiegervater war zu der Zeit als Wehrmachtsangehöriger in Gefangenschaft.

Ich weiß aus eigenem Erleben, was Flucht und Vertreibung bedeuten. Meine Familie ist unmittelbar nach dem Massaker der Sowjets an der deutschen Zivilbevölkerung in Nemmersdorf auf die Flucht gegangen, denn wir wohnten nicht weit von Nemmersdorf im gleichen Grenzkreis Schloßberg (Pillkallen) und waren ein Jahr lang unterwegs, bis wir in Sachsen-Anhalt ankamen. Ich habe in jenem Krieg meine Eltern verloren und wurde um ein Haar selbst von einem russischen Soldaten erschossen. Noch Jahre nach den schweren Erlebnissen hatte ich immer wieder Alpträume, schrie im Schlaf wie am Spieß.

Die Erlebnisse von Krieg, Flucht und Vertreibung haben mich traumatisiert, ich kann sie bis heute nicht vergessen. Und so ergeht es Millionen von Landsleuten. Darum kann ich es nicht verstehen, wenn tschechische Politiker, die ja ihr Land in die EU führen wollen, von der EU verlangen, die Benesch-Dekrete zu akzeptieren. Das ist meiner Meinung nach eine ungeheure Dreistigkeit und Mißachtung der vielen unschuldigen Opfer der Vertreibung. Wer in die Union der demokratischen europäischen Staaten will, muß zu aller erst die Menschenrechte anerkennen und deren Verletzung wie im Falle der Vertreibung der Sudetendeutschen nicht noch als „ganz und gar angemessen" bezeichnen. Wie sollen Deutsche und Tschechen vertrauensvoll in der EU zusammenleben, wenn die Schrecken der Vertreibungsdekrete zwischen ihnen stehen? Man kann nicht bis in alle Ewigkeit das deutsche Volk verteufeln und in eine Art „kollektive Sippenhaft" halten, während die Verbrechen anderer an unserem Volk unter den Tisch gekehrt oder verharmlost werden. So funktioniert die europäische Einheit nicht! **Bernhard Ax, Halle-Neustadt**

Welcher Staat darf welche Waffen haben?

Betr.: Folge 37 – „Kriegsängste"

Wer entscheidet eigentlich darüber, wer welche Waffen besitzen darf? Die Großmächte, die alle Waffen schon zu Genüge besitzen und die sie auch bedenkenlos einsetzen würden, wenn dies ihren Interessen entspräche? Die UNO, die letztlich nicht souverän sein kann, weil sie von Finanzhilfen abhängig ist? Letztlich läuft die Politik der USA darauf hinaus, kleine Staaten zu willigen Helfern zu machen. **Carl G. Koch, Mainz**

Ortsschilder

Betr.: „Zweisprachige Ortsschilder"

Vor einiger Zeit las ich im „Königsberger Express", von dem zweisprachigen Ortsschild „Bagrationowsk/Preußisch Eylau". Es ist meines Wissens nach, daß erste zweisprachige Ortsschild.

Zur 750-Jahrfeier 2005 in Königsberg sollen sogar einige Straßen im Ortskern zweisprachige Straßenschilder erhalten. Dafür gebührt den Russen ein kleiner Dank! **Manfred Kremp, Bremen**

Er dient seinem Land

Zum 95. Geburtstag von General a. D. Heinz Trettner / Von Gerd-H. KOMOSSA

Am 19. September beging General Heinz Trettner – nach den Generalen Heusinger und Förtsch der dritte Generalinspekteur der Bundeswehr – seinen 95. Geburtstag. Er hat die Bundeswehr in der Aufstellungsphase ganz wesentlich mit geformt. Trettner wurde 1907 in Minden als Sohn eines Hauptmanns und späteren Obersten geboren. Dem Westfalen sagt man wie dem Ostpreußen Beharrlichkeit, Stehvermögen und Geradlinigkeit nach. Betrachtet man des Generals Lebensweg, so findet man viele Wesenszüge des Westfalen unter Beimischung guter preußischer Tugenden. Nach dem Abitur trat Trettner 1925 als Fahnenjunker in die Reichswehr ein, wurde 1929 Leutnant, schied aber 1932 wieder aus und erhielt eine zivile fliegerische Ausbildung. Nach Reaktivierung kam er zur Luftwaffe. Dort wurde General Student, Schöpfer der deutschen Fallschirmtruppe, auf ihn aufmerksam und holte ihn in seinen Stab. Er durfte den Aufbau der Fallschirmtruppe einleiten. Es folgten 14 Monate in der Legion Condor. In dieser Zeit erhielt er auch seine Generalstabsausbildung. Im Zweiten Weltkrieg erlebte die junge Fallschirmtruppe am 10. Mai 1940 ihre Bewährung. In einer überraschend geführten Luftlandeoperation nahmen 77 deutsche Fallschirmjäger das von 780 belgischen Soldaten verteidigte Fort „Eben Emael" am strategisch wichtigen Albert-Kanal ein. Wenige Stunden später landete Major Trettner in einer Ju 52 der ersten Welle mit seinen Fallschirmjägern in Rotterdam und wurde mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

Im Mai 1941 mußte er mit der Luftlandung auf Kreta eine schmerzhafte Erfahrung machen. Er hatte die Einsatzplanung für die Operation erarbeitet und hoffte auf einen raschen Erfolg. Tief betroffen mußte er erleben, daß am Ende 3.250 Gefallene und 3.400 Vermißte zu beklagen waren. Es folgten Verwendungen im kurzen Wechsel als Chef des Generalstabes des XI. Fliegerkorps, im Einsatz nördlich von Smolensk, in Frankreich und Italien. Als Kommandeur der 4. Fallschirmjägerdivision kämpfte er mit seiner Division bei Nettuno und wurde im Wehrmachtsbericht genannt. Nach Beförderung zum Generalmajor wurde er mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet. Kurz nach der Beförderung zum Generalleutnant erlebte er am 3. April 1945 die Kapitulation in Italien. Auch ihm blieb der Weg in die Gefangenschaft nicht erspart, aus der er erst 1948 heimkehrte.

Nach dem Kriege baute er sich eine zivile Existenz auf. Er machte eine kaufmännische Lehre, wurde selbständiger Kaufmann und studierte Volkswirtschaft und Jura an der Universität in Bonn. Daneben absolvierte er einen französischen Sprachkurs in Paris und legte die Zwischenprüfungen in Betriebstechnik und Statistik ab, als andere Generale der Wehrmacht als Männer der Gründergeneration die Bundeswehr aufbauten. Erst im November 1956 trat General Trettner als Generalmajor in die Bundeswehr ein. Seine Kenntnisse auf wirtschaftlichem Gebiet führten dazu, daß er der erste deutsche Leiter der Abteilung Logistik bei SHAPE wurde. Dabei machte er – schon als Soldat – noch sein Examen als Diplomvolkswirt. 1960 wurde er Kommandierender General des I. Korps in Münster. Am 1. Januar 1964 wurde Trettner Generalinspekteur. Schon zweieinhalb Jahre später bat er um seinen Abschied und wurde am 25. August 1966 in den Ruhestand versetzt. Dazwischen lag eine Zeit großer Erfolge wie auch herber Enttäuschungen. Es war die Zeit der Krisen um die Bundeswehr. Die Luftwaffe hatte Probleme mit dem Starfighter. Ihr Inspekteur nahm den Abschied. Die Truppe litt darunter, daß in der Bundeswehr mehr verwaltet als geführt wurde.

Die Macht der Führung lag damals, so verstanden es die Soldaten, konzentriert beim Staatssekretär. Das war a priori konfliktträchtig. Staatssekretär Gumbel verstand seine

Vorwärts gewandt den Traditionen verpflichtet

Funktion im BMVg als dem Generalinspekteur übergeordnet. Er blockte häufig Lagevorträge beim Minister, dem wenig sicherheitspolitisch vorgebildeten Kai-Uwe von Hassel, ab. Und Ministerialdirektor Wirmer, von Gumbel gestützt, fühlte sich General Trettner auch übergeordnet. Der General aber hoffte, den Vorrang der Verwaltung in der Armee reduzieren zu können zum Vorteil der Truppe und nahm mit Schwung und Energie des erfahrenen Truppenführers seine Aufgabe in Angriff. Trettner dachte strategisch, er kannte die entsetzliche Wirkung und die Bedeutung der atomaren Waffen. Gerade deshalb trat er dafür ein, einen solchen Einsatz auf deutschem Boden nicht zuzulassen. Als 1964 auf der Herbst-Sitzung des Nato-Militärausschusses Vorschläge zum möglichen Einsatz atomarer Minen diskutiert wurden, gab es Irritationen.

Es war die Zeit, als im Bündnis über einen Übergang von der bisherigen Strategie der „massiven Vergeltung" zur „Flexiblen Reaktion" nachgedacht wurde. In diesen Planungen war der Gebrauch atomarer Sprengkörper mit geringer Kilotonnen-Sprengkraft und begrenzter Strahlung eine von anderen Überlegungen. Trettner hat über diese Fragen intensiv nachgedacht. Seine Überlegungen trugen dazu bei, daß die Deutschen in den Prozeß der nuklearen Planung der Nato einbezogen und Mitglied der Nuklearen Planungsgruppe wurden. Es war auch Trettner, der damals ein Vetorecht für den Atomwaffeneinsatz von und auf deutschem Boden für notwendig hielt. Er hat im kleinen Kreis deutlich gemacht, daß er einem Einsatz von Atomwaffen von und auf deutschem Boden seine Zustimmung versagt hätte. Vor Übernahme seiner Aufgabe hatte General Trettner Minister von Hassel empfohlen, eine neue Spitzengliederung für das Ministerium zu erlassen und dabei die militärischen Abteilungen einem Soldaten, die zivilen einem Beamten zu unterstellen. Beide sollten gleichberechtigt und im gleichen Range sein. Der Minister schien aufgeschlossen, doch Staatssekretär Gumbel wollte eine Gleichstellung mit dem höchsten Soldaten der Bundeswehr nicht hinnehmen. Dieser Generalinspekteur aber wollte nicht akzeptieren, daß jede Planung einer sinnvollen Spitzengliederung der Bundeswehr auf Dauer an administrativen Blockaden scheitern sollte. Er verstand auch nicht, daß zehn Jahre nach Aufstellung der Bundeswehr der Generalinspekteur ohne Befehlsbefugnisse blieb. Doch es änderte sich nichts. Heute ist der neue Minister der Vorstellung Trettners näher gekommen. Noch 1972 betonte Minister Schmidt bei der Verabschiedung von General de Maizière genüßlich, wie es schien, daß, wie er sagte, „diesem Generalinspekteur kein einziger Soldat unterstanden habe". Im August 1966 kam es zum Konflikt. Der Generalinspekteur war von Bonn abwesend, als ihn die Nachricht erreichte, daß der Minister einen Erlaß zur Regelung gewerkschaftlicher Betätigung in der Truppe herausgegeben hatte, ohne den Generalinspekteur daran beteiligt zu haben. Die militärische Führung aber wollte die mögliche politisch orientierte Tätigkeit von Gewerkschaften innerhalb der Kasernen vermeiden. Die Frage der gewerkschaftlichen Betätigung in den Truppenunterkünften war vorher lange diskutiert worden. Nun wurde sie von der politischen Spitze entschieden, ohne Beteiligung des Soldaten! Die Entscheidung von Trettner, um seinen Abschied zu bitten, erschien so gesehen nur konsequent.

Bei Verbleiben im Amt hätte nicht nur sein Prestige gelitten, sondern die Institution Generalinspekteur hätte Schaden genommen. Seine Haltung war folgerichtig auch im Sinne Clausewitzscher Forderung, daß bei Beachtung des Primats der politischen Führung der Soldat an Entscheidungen, die die Truppe betreffen, zu beteiligen und zumindest anzuhören ist. Das war immer gute Praxis im deutschen Generalstab. Die Spitze des Ministeriums hatte dieses Prinzip verletzt. Trettner mußte zurücktreten, „weil er es als verantwortungsbewußter Soldat gelernt hatte, einen Auftrag zurückzugeben und als undurchführbar zu melden, wenn die Mittel für seine Durchführung in gar keiner Weise ausreichen", so schrieb er damals. Doch welcher Politiker hatte schon Clausewitz gelesen oder verstanden?

So wurde in Bonn die These vom Primat der Politik umgedeutet zum Vorrang der Administration. Trettner hat in der Bundeswehr Spuren hinterlassen. Unter seiner Verantwortung konnte die Aufstellungsphase der Bundeswehr erfolgreich beendet werden. Er kümmerte sich um den Abbau des Fehls an Unteroffizieren und eine verbesserte Ausbildung. Er bemühte sich, das Selbstwertgefühl des Soldaten zu stärken und an gute soldatische Traditionen anzuknüpfen. Die Bundeswehr war die einzige Armee der Welt, die keine Fahnen führen durfte. General Trettner korrigierte dies 1965. In seiner westfälischen Heimat, in Münster, wurden die neugeschaffenen Truppenfahnen an die Bataillone des Heers übergeben. Doch sein Bemühen um die Pflege einer sinnvollen militärischen Tradition blieb mit dem Traditionserlaß des Ministers hinter den Hoffnungen zurück. Trettner legte die Grundlage für die

»Welcher Politiker hat schon Clausewitz gelesen oder verstanden?«

Fachoffizierlaufbahn. Auch hat er für die Bundeswehr einen neuen Planungsrhythmus von fünf Jahren geschaffen. Ein Schwerpunkt war dabei der Aufbau der Heimatschutztruppe. Damals eine richtungweisende Veränderung der Streitkräftestruktur! Er setzte auch durch, daß an die Spitze der Personalabteilung im Ministerium erstmals ein Soldat berufen wurde. Nach seinem Ausscheiden hat General Trettner sich mit öffentlichen Äußerungen zurückgehalten.

Einmal konnte er nicht schweigen. Das war, als der Hamburger Millionenerbe Reemtsma und der Altkommunist Heer unter der Protektion des Münchner Oberbürgermeisters und der Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, Jutta Limbach, die Verleumdungskampagne gegen den deutschen Soldaten in Form einer Wanderausstellung inszenierten. Da wehrte sich der General. Die meisten Soldaten waren ihm dankbar. Manche aber nahmen es übel.

Kamerad, ich rufe Dich!

Bad Lauterberg – Der Traditionsverband ehemaliger Schutz- und Überseetruppen lädt vom 11. bis 13. Oktober zur Jahreshauptversammlung ein. Namhafte Referenten und ein umfangreiches Programm zu Tansania, Namibia und Kamerun erwarten Sie. Information: Telefon (0 49 21) 5 63 29.

Hürtgenwald – Sonntag, 13. Oktober, 11 Uhr, Treffen der Winhund-Division (116.Pz.-Div) am Mahnmal und 12.30 Uhr in der Kirche in Vossenack. Als die Division 1940 neu aufgestellt wurde, gehörten auch Einheiten der früheren Ostpreußischen Division 228 dazu, deren ehemalige Mitglieder und deren Nachfahren herzlich willkommen sind. Organisation: Wilhelm Bongard, Bongard 15, 52349 Düren, Telefon (0 24 21) 1 69 03.

In Himmeln von Einsamkeit

Bilder und Bücher von Wolfgang E. Herbst im Gerhart-Hauptmann-Haus

Im Laufe der vielen Jahre habe ich versucht, eine andere Betrachtungsweise zu finden. Auffällig wurde, daß nicht die Einsamkeit das Beängstigende ist, als vielmehr die vorgefertigten Gespenster, die mutmaßlicherweise in ihr wesen." So zitierte Dr. Otto Martin, Vorsitzender des Kunstvereins Eisenturm, Mainz, den Künstler Wolfgang E. Herbst anläßlich der Eröffnung der Ausstellung „In Himmeln von Einsamkeit" im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus.

Der 1935 in Weißenstein / Niederschlesien geborene Wolfgang E. Herbst kam 1950 in die Bundesrepublik und war nach einer Schriftsetzerlehre als Korrektor bei großen Tageszeitungen tätig. Ein Gesangstudium an der Musikschule Münster und an der Staatlichen Hochschule für Musik in München wurde durch ein weiteres Studium an der Kunstakademie Düsseldorf ergänzt. Heute lebt und arbeitet Herbst in Lam/Obpf.

„Der Eindruck der Multi-Begabung, der Eindruck eines Künstlers, der Hand- und Kopfwerk verbindet, dieser Eindruck kann noch verstärkt werden: Wolfgang E. Herbst ist auch Autor, Maler,



Den Menschen ins Gesicht geschaut: *Frauen- und Männerbildnisse in Ölpastell (2002).* **Foto: DG**

brillanter Aquarellist und Holzschneider ... Bis vor wenigen Jahren sind seine Bücher im Buchdruck entstanden" – stellte Dr. Martin fest.

Herbst ist der Gründer dreier Handpressen: Tengstraßen-Presse München, Herbst-Presse Düsseldorf und Holzwiesenweg-Presse Lam/Obpf. Bei einem Rundgang durch die Ausstellung in Düsseldorf erhält der Besucher einen Überblick über das vielseitige Schaffen von Wolfgang E. Herbst. Zu sehen sind einerseits Holzschnitte und Radierungen, andererseits Holzfederzeichnungen, Malereien und Aquarellbilder. Aber auch „Herbst, der Büchermacher" und vor allem „Herbst, der Künstler-Philosoph" sind deutlich zu erkennen. Zu den jüngsten Arbeiten des Künstlers gehören unter anderem „Ein Wiegenlied" und „Walpurgisnacht" in Tusche. Das Hinterglas-Triptychon »Die bucklige Angelika«, Porträts und Kompositionen in Eitempera, Landschaften in Aqaurell und mehrere Holzschnitte runden diese Präsentation ab.

Die Ausstellung wird am 11. Oktober mit einem Liederabend abgeschlossen. **MD**

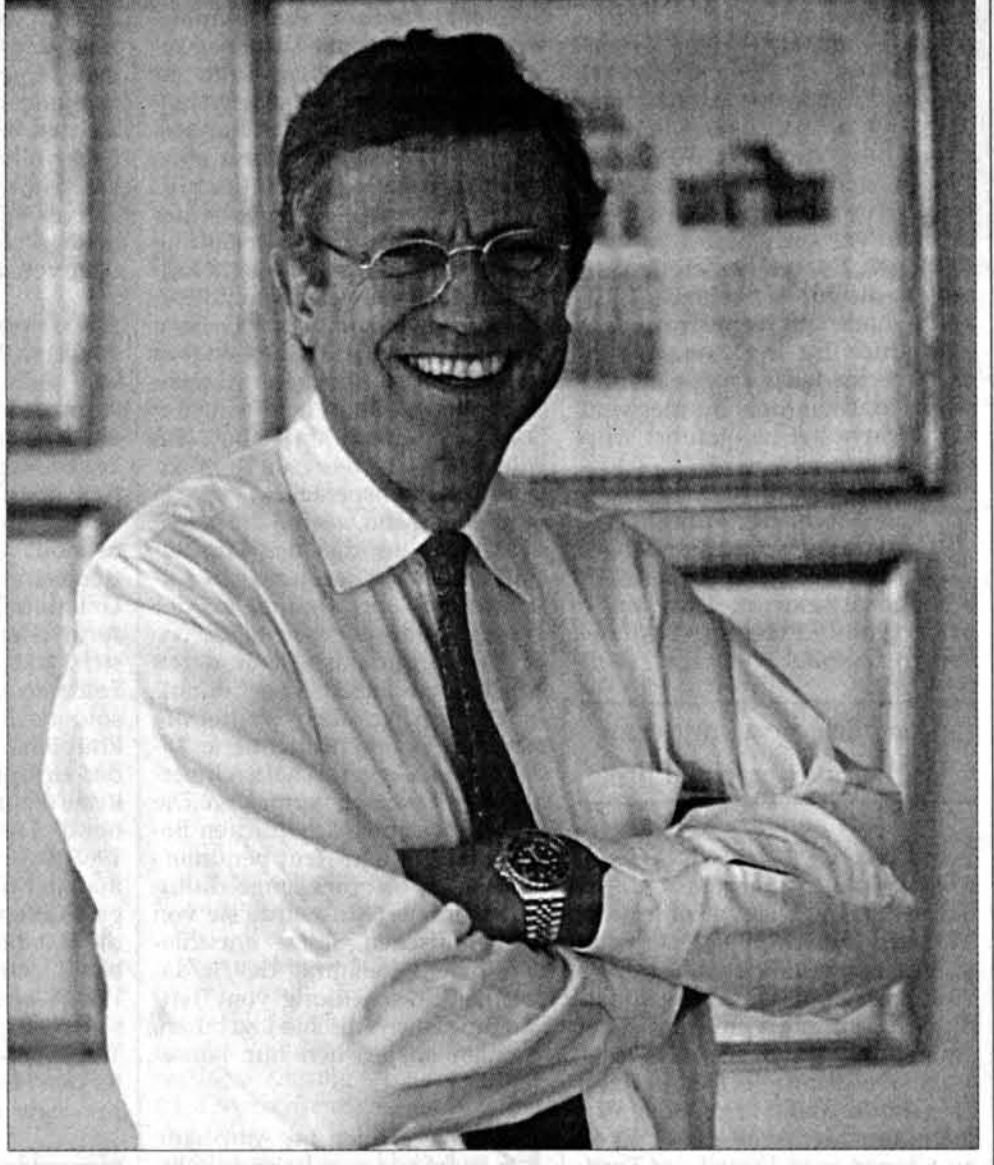
Wiederaufbau:

»Das Stadtschloß steht 2010«

Wilhelm v. Boddien: Wer ist der Mann, dem Berlin seine neue, alte Mitte verdankt? – Ein Porträt

1991 stand er auf verlorenem Posten. Jetzt konnte v. Boddien nach über zehnjährigem Engagement den Sieg davontragen. Am 4. Juli hat der Bundestag beschlossen: Das Berliner Stadtschloß kehrt zurück – wenigstens seine Barockfassade.

Von Natalie GOMMERT



„Das Geld kriegen wir zusammen“: *80 Millionen Euro will der Hamburger Landmaschinenhändler Wilhelm v. Boddien für die Rekonstruktion der barocken Berliner Schloßfassade bei den Deutschen sammeln.* Foto: Boddien

Was ist über Wilhelm von Boddien nicht alles geschrieben worden: Er sei ein Spinner, Schloßgespenst, Chef der Schloßfälscherbande, hanseatischer Großbürger, der wie ein rheinischer Karnevalsprinz Optimus predige. Er wurde als Verführer bezeichnet, als charmante Mischung aus Hobbyist, Hansdampf und privatgelehrtem Parvenü. Er sei der gute Geist des Berliner Schlosses, ein begnadeter Anwalt für den Wiederaufbau, ein sanfter Prophet. Schloßbefürworter loben ihn in höchsten Tönen, und auch Schloßgegner zollen ihm mittlerweile Respekt.

Doch der begeisterte und begeisternde Schloß-Fan ist bescheiden geblieben. Hat nicht triumphiert, als am 4. Juli der Bundestag mit überragender Mehrheit (384 zu 133 Stimmen) beschloß, die barocke Fassade zu rekonstruieren. „Ein Triumph würde immer auf Kosten Dritter gehen“, sagt der Unternehmer, der unentwegt für den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses kämpft. Wobei kämpfen zu verbissen klingt für den eloquenten Hamburger, der mit Charme und guten Ideen dem Ziel, das große schwarze Loch in Berlins Mitte wieder zum Leben zu erwecken, näherkommt. Der Bundestagsbeschluß war für ihn nur ein Meilenstein. Ein wichtiger, der bei ihm „Dankbarkeit und Freude“ ausgelöst hat und eine unglaubliche Herausforderung bedeutet: Die eigentliche Arbeit beginne erst jetzt.

Geld muß gesammelt werden, denn ohne wird es kein Schloß geben. Auch Bundestagspräsident Wolfgang Thierse hat ein Herz für den Barockbau und meint: „Wichtig ist, daß Boddien jetzt richtig zu wirbeln anfängt.“ Boddien, stets vorausschauend und um die nächsten Schritte wissend, hat damit längst begonnen und Vorbereitungen getroffen. 80 Millionen Euro müssen her – von privaten Spendern. Im vergangenen Jahr brachte ein symbolischer Aktientest vier Millionen Euro ein, nach dem Bundestagsvotum sammelte der Schloßeuphoriker (Boddien über Boddien) per Spendenaufruf 250.000 Euro. „Das Geld kriegen wir zusammen“, ist sich Boddien sicher, von 80 Millionen Deutschen würden zehn Prozent spenden, zehn Euro pro Kopf würden reichen, rechnet er. Sagt's und erzählt von vier Lübecker Marzipantorten mit Schloß-Motiv, die er am Tag der Grundsteinlegung, die sich am 31. Juli zum 559. Mal jährte, versteigerte. Rund vierhundert Euro bekam er so nebenbei zusammen. Boddien hat den Kopf voller Ideen, wie er den Leuten Geld aus der Tasche locken kann.

„Die werden mir geliefert, die sind nicht von mir.“

Boddien, da können wohl alle Schloßfans beruhigt sein, wird das schon richten mit dem Wiederaufbau, und Schloßgegner sollten sich damit abfinden, daß 2010 der Schlüterbau wieder steht. Ein Detail sogar doppelt, denn das Staatsratsgebäude wird mitsamt historischem Portal bleiben. „Auch wenn ich unbändige Lust hätte, das Original ins Schloß zu bauen“, scherzt Boddien, der immer mehr Menschen für die Sache mobilisiert hat.

Natürlich hat er das nicht allein geschafft. Aber ohne Boddien als Strippenzieher und Kommunikator wäre der Nachbau nicht in erreichbarer Nähe: Er rechnet mit zwei Jahren Planungsphase und vier bis fünf Jahren Bauzeit, bevor es zur Eröffnung ein großes Volksfest gibt. „Es wird ein unglaublich demokratisches Schloß“, freut er sich schon jetzt.

Doch bis dahin ist noch viel zu tun. Die Gegner werden weiter attackieren, Boddien wird weiter wirbeln. Über Häme wird er sich nicht ärgern, bei Lobeshymnen nicht abheben. Boddien ist Taktiker und Stratege. Widersacher nimmt er ernst, behandelt sie mit Respekt: „Die Palastkämpfer verstehe ich, sie haben positive Erinnerungen.“ Nie würde er jemanden öffentlich beleidigen: „Ich will mir doch keine Feinde machen.“ Doch die Anti-Schloß-Thesen, die zerpflückt er. „Die Schlagwörter Disney-Land oder Fälschung sind so besoffen, darüber kann ich nur lachen“, sagt er und erklärt, daß schon immer

»Die Schlagwörter Disney-Land oder Fälschung sind so besoffen, darüber kann ich nur lachen«

nachgebaut wurde: Das Brandenburger Tor – Vorbild Propyläen. Die königliche Bibliothek Unter den Linden – Vorbild war ein Entwurf für die Wiener Hofburg. Diese wurde schließlich doch gebaut, als die Bibliothek in Berlin stand und den Wienern so gut gefiel. Geschichten und Beispiele. Damit operiert Boddien gerne. „Fanatiker, die genauso verbohrt sind wie ich“, versucht er in öffentlichen Veranstaltungen umzukrempeln. Pragmatiker kriegt er mit dem Argument, daß mit dem Bau ein Konjunkturprogramm für Berlin aufgelegt werde. Junge Leute hätten den ganzen Müll von 1933 und später nicht im Kopf, sie haben nur Sehnsucht nach Schönheit: „Damit packe ich sie.“

Boddien antizipiert gerne, drei Schritte voraus will er stets sein: „Ich freue mich über jeden, der in die Gästebücher meines Vereins schreibt.“ So kenne er die Argumentationen. Etliche Skeptiker hat er schon umgestimmt, Sympathien gewonnen und Portemonnaies geöffnet.

Der Durchbruch kam 1993 mit der Installation der Folienfassade in Originalgröße

Taktik. Und Netzwerk. Damit hat Boddien Erfolg. Am 23. März 1991 wurde die Gesellschaft zum Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses gegründet, die sich vom kleinen Verein zur bundesweit tätigen Organisation mauserte und deren Vorsitzender Boddien ist. Und wenn er mal nicht weiterkommt? Dann helfe „Kismet“, auch Schicksal genannt. „Ich weiß manchmal nicht, ob Gott mich zieht oder schiebt“, lächelt Boddien, aber er habe diese Macht oft erlebt. Zum Beispiel bei der Eröffnung der Schloßausstellung. Wer sollte die Rede halten, die überzeugt, fragte er sich, es fiel ihm niemand ein. Just zu dieser Zeit traf er Martin Sperlich, früherer Direktor der Staatlichen Schlösser und Gärten Berlins. Der wetterte gegen einen geplanten Wiederaufbau. Aus kunsthistorischer Sicht absoluter Unsinn, schimpfte Sperlich. Aber wenn er die Augen schließe und sich vorstelle, das Schloß stünde da, und er öffnete sie wieder und es stünde tatsächlich da, wäre er der glücklichste Mensch. „Das war's, die Rede Sperlichs wurde ein voller Erfolg“, so Boddien, unverbesserlicher Optimist, dessen Liebe zu Berlin früh begann.

19 Jahre war Boddien alt, als er die Teilung der Stadt hautnah miterlebte. An der Bernauer Straße. „Eine alte Berlinerin wollte aus dem Fenster in den Westsektor springen, Vopos und Volksmenge standen sich gegenüber, die Menge schrie: ‚Spring‘“, erinnerte sich Boddien. „Die Frau sprang, die Menge jubelte und überzog die Vopos mit Spott.“ Diese Szene hat Boddien berührt, Berlin hat ihn nicht mehr losgelassen.

Die Begeisterung fürs Schloß führt Boddien auf seine kunsthistorisch interessierte Mutter zurück, die dem Sprößling Kirchen und Schlösser zeigte und Stilarten erklärte. Er wollte sogar Architekt werden, gehorchte aber seinem Vater und übernahm den Landmaschinenhandel. Die Sprengungen der Ruinen erlebte er mit: „Die des Berliner Schlosses war besonders laut.“ 1961 widmete er diesem zwei Seiten in seinem Fotoalbum. Dann kamen die 750-Jahr-Feiern in Berlin. Boddien war 40. Und er wunderte sich, daß das Schloß nur am Rande erwähnt wurde. Obwohl es doch 500 Jahre lang Dreh- und Angelpunkt der Stadt war, gesellschaftlich wie architektonisch. Die Beschäftigung mit dem Bau war exklusiv, stellte er fest: „Interessierte sich ja offenbar niemand dafür.“ Das Exklusive gefiel ihm, er ging in Archive, sammelte Fotos. Lernte Margarete Kühn, Direktorin des Charlottenburger Schlosses sowie die Experten Lieselotte Wiesinger und Gerd Peschken kennen: „Von den dreien wurde ich mit Wissen vollgestopft.“ Drei Jahre ließ er sich „füttern“, dann „kannte ich das Schloß so gut, daß ich darin spazierengehen konnte“.

Nach dem Mauerfall ging er zunächst nach Potsdam, traf den dortigen Schlösserchef Hans-Joachim Giersberg. Boddien brachte Hamburger in die Stadt, „Potsdam in Trümmern“ hießen die Touren: „Das Herz sollte denen bluten, damit sie Schecks rausrückten.“ Boddien lernte die Größen der Kunstszene kennen. „Kunsthistoriker Otto von Simson bot mir das Du an, ich fühlte mich“, erzählt der Treckerverkäufer aus Bargteheide schmunzelnd. 1991 dann die Geburtsstunde des Schloßnetzwerkes: Publizist und Verleger Wolf Jobst Siedler, früherer *FAZ*-Herausgeber, und Historiker Joachim Fest, Otto von Simson und Boddien waren die Männer der ersten Stunde. „Ich als Spinner aus Hamburg sollte die Arbeit machen“, so Boddien.

Der Durchbruch kam 1993 mit der Installation der Folienfassade in Originalgröße. Die Attrappe stand, und Frau von Weizsäcker sagte ihm, er sei ein Filou. Erst stelle er das Schloß hin. Man freue sich darüber. Dann nehme er es weg, und man bekäme Entzugserscheinungen. „Hoffentlich, und zwar so schlimme, daß sich alle das Original wünschen“, war Boddiens Antwort.

Boddien freut sich über jede Initiative. Und auch den Potsdamer Stadtschloß-Verein betrachtete er nicht als Konkurrenz. „Potsdam hat es leichter, mit dem Landtag ist der Bau finanzierbar“, sagt der Mann, der überlegt hat, ob er in einem früheren Leben Kastellan war. In seinem jetzigen ist er auch Familienvater. Seine fünf Kinder und seine Frau lächelten anfangs über seinen Spleen. Mittlerweile glauben auch sie an sein großes Ziel. Seine Frau hält ihm den Rücken frei. „Zu Hause kann ich mich sacken lassen“, sagt Boddien. Und das ist gut, denn ansonsten könnte einem um den Mann, der ständig in Bewegung zu sein scheint, angst und bange werden. Er engagiert sich für den Wiederaufbau des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin Mitte und ist im Rotary-Club Berlin-Brandenburger Tor. „Die Hälfte der Mitglieder stammt aus dem Westen, die andere aus dem Osten“, erklärt er, das Zusammenwachsen werde hier längst praktiziert. „Mit dem Schloß wird die Wiedervereinigung in der gesamten Bevölkerung möglich“, ist Boddien überzeugt. Dann gebe es in Berlins Mitte wieder einen Ort, an dem sich alle Berliner treffen können, die Hauptstadt werde ein neues Kapitel aufschlagen, glaubt der Visionär. ■

(Mit freundlicher Genehmigung der Märkischen Allgemeinen)